



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 19, Nr. 9 September 15, 1966

Köln: Bund-Verlag, September 15, 1966

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. September 1966 . 19. Jahrgang . Preis 50 Pfennig . G 1394 E



Foto: Alexander von Mokus

Von Klaus Jelonnek

Unser Geld

Wofür geben die Länder und Gemeinden Geld aus, und wofür tut es der Bund? Die Gemeinden hauptsächlich für den Alltag – für Gas, Wasser und Elektrizität, Straßenbahnen, Autobusse und Untergrundbahnen; die Länder hauptsächlich für Bildung und Kultur – Schulen und Hochschulen. Der Bund aber hauptsächlich für Krieg und Kriegsfolgen: Rüstung und Renten. Und es sind die Rüstungsausgaben des Bundes, die die Inflation erzeugen und die D-Mark aushöhlen.

Deswegen nämlich, weil Rüstung Geld unter die Leute bringt, ohne daß wirtschaftliche Gegenwerte geschaffen werden. Wenn eine Großstadt Geld ausgibt, um eine Untergrundbahn zu bauen, dann bringt sich das im Laufe der Zeit direkt wieder ein, und wenn ein Land eine neue Universität gründet, indirekt. Aber wenn der Bund „Starfighter“ kauft oder Panzer bauen läßt, dann steht dem dafür ausgegebenen Geld nichts gegenüber, woran irgendwann und irgendwie wieder etwas verdient werden kann: nur tote Zerstörungsmacht. Das Geld, das für die Rüstung ausgegeben und an der Rüstung verdient worden ist, schwebt, volkswirtschaftlich gesehen, gegenwertlos in der Luft. Es wirkt genauso wie deckungslos gedrucktes Papiergeld. Es muß anderen Gütern nachjagen und verteuert sie dementsprechend.

Wenn der Bund die Inflation eindämmen will, braucht er keine Kontrolle über die Länder- und Gemeindefinanzen einzuführen. Er braucht nur seine eigene inflationserzeugende Rüstung zu beschränken (was natürlich eine andere Außenpolitik erfordern würde).

Daß er statt dessen die Finanzhoheit der Länder und Gemeinden an sich ziehen will, ist auch währungspolitisch ein sehr bedenkliches Zeichen. Aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutet es noch mehr Vernachlässigung der „Gemeinschaftsaufgaben“, noch mehr Bildungsnotstand, noch mehr Rüstung – und noch mehr Inflation. Sebastian Haffner im „Stern“

Am „Starfighter“, dem mit acht Millionen Mark Anschaffungspreis teuersten Flugzeug der Bundesrepublik, wird jetzt herumgebastelt. Vorläufig letzte Meldung: aus allen Maschinen ist der „Kicker“ ausgebaut worden. Genau das, wozu der „Kicker“ da ist, hat er nicht zuverlässig gemacht: dem Piloten im Unsicherheitszustand des Flugzeuges den Steuerknüppel aus der Hand schlagen und automatisch das vorangegangene falsche Flugmanöver korrigieren. Aus dem Bundesverteidigungsministerium verlautet, daß die Industrie zur Zeit eine „endgültige Verbesserung“ der automatischen Höhenrudersteuerung entwickle.

Da dürfen wir also alle zufrieden sein? Da wird also kein unzulänglich ausgerüsteter „Starfighter“ mehr vom Himmel fallen, weil unser fürsorglicher Verteidigungsminister jetzt auf den verbesserten „Kicker“ wartet und bis dahin für alle Maschinen Flugverbot erlassen hat? Nichts von dem. Die „Starfighter“ fliegen weiter. Die Piloten sollen nur ein bißchen vorsichtiger sein und dürfen vorläufig keine engen Kurven und keine Loopings fliegen. Bei einer generellen „Starfighter“-Pause würde angeblich unsere Verteidigungsfähigkeit Schaden nehmen.

Inzwischen ist durchgesickert, daß der ausgebaute „Kicker“ wahrscheinlich am Absturz des 61. „Starfighters“ bei Helgoland schuld ist. Der Pilot, der 33jährige Oberleutnant Siegfried Arndt, konnte zwar mittels Schleudersitz aussteigen – im Meer aber kam er dann um. Möglicherweise wurde er von der Schiffschraube des Minensuchboots „Düren“ zerstückelt. An der Schraube fanden sich Fetzen eines Fallschirms. Weil er eine mausgraue Kluft trug, konnte ihn die Mannschaft des Suchboots im Wasser nicht ausmachen.

Mit allergrößter Wahrscheinlichkeit wäre Oberleutnant Arndt gefunden worden, hätte er eine orangefarbene Fliegerkombi getragen, die im Meer weithin sichtbar ist. Doch er hatte Pech gehabt. Von den 16 bunten Kombinationen, die bis dahin an sein Geschwader geliefert worden waren, hatte er keine mehr bekommen. Jetzt machte der CDU-Bundestagsabgeordnete Carl Damm dem Staatssekretär im Bundesverteidigungsministerium, Karl Gumbel, schwere Vorwürfe, weil der die Frage der Seenotausrüstung bei Starfighter-Piloten auf die leichte Schulter genommen hatte. Schon im Januar dieses Jahres war Gumbel von Damm im wehrpolitischen Ausschuß der CDU/CSU-Bundestagsfraktion daraufhin angesprochen worden. Gumbel wimmelte damals ärgerlich ab: „Wir wollen doch nicht so ins Detail gehen.“

Noch ein anderer ging ins „Detail“: der SPD-Bundestagsabgeordnete Hans Iven, Mitglied des Verteidigungsausschusses, von 1956 bis 1964 DGB-Kreisvorsitzender in Düren-Jülich. Iven, der selbst einen Probeflug im „Starfighter“ gemacht hat, stellte Strafanzeige gegen den Bundesverteidigungsminister von Hassel wegen fahrlässiger Tötung. Er beschuldigte den Minister, nicht für die Anschaffung eines besseren Schleudersitzes in den „Starfightern“ gesorgt zu haben. Er ist dabei, nachzuweisen, daß der Minister diese wichtige Frage sträflich vernachlässigt hat. Iven ist der Überzeugung, daß die meisten der 34 tödlich verunglückten „Starfighter“-Piloten heute noch leben könnten, wenn sie in ihren Maschinen anstatt des Lockheed-Schleudersitzes den Martin-Baker-Sitz gehabt hätten. Tatsächlich schnitt dieses Rettungsgerät schon 1960 bei einem Leistungsvergleich sehr viel besser ab als das Produkt der Firma Lockheed. Will der Minister den Baker-Sitz nicht anschaffen, weil er zu teuer ist? Iven weist nach, daß der Lockheed-Sitz, den der Minister nun „verbessern“ will, letzten Endes zwei- bis dreimal so teuer zu stehen kommt wie das Rettungsgerät der Firma Baker. Sparabsichten können den Minister also kaum leiten können. Was leitet ihn sonst? Die Vertragsbindung an die Firma Lockheed, die in der Bestechungsaffäre im Verteidigungsministerium eine Rolle spielt?

Acht Milliarden Mark kostet die Bundesrepublik die „Starfighter“-Waffe. Von den 700 Maschinen sind 560 als Atombomber gerüstet. Nun sieht es so aus, als ob der ganze teure Krampf für die Katz gewesen ist: der US-Verteidigungsminister McNamara hat jetzt auf der NATO-Tagung in Paris überdeutlich gesagt, daß mit Atombomben ausgerüstete deutsche „Starfighter“ nicht mehr in die strategische Landschaft der Vereinigten Staaten passen. Man rechnet in Amerika nicht mehr mit einem sowjetischen Überraschungsangriff auf Europa. Die deutschen „Starfighter“ sollen künftig auf konventionelle Weise zur Erdkampf-Unterstützung dienen. Für diese Aufgabe seien unsere „Starfighter“ kaum geeignet, jammert man nun in Bonn. Auch die Ausbildung der Piloten sei wesentlich auf den Atombombeneinsatz ausgerichtet.

Von den Amerikanern wird nun der Bundesregierung der Atom-Star gestochen. Ein schlimmerer Schlag hätte Bonn nicht treffen können. Nun sinkt der militärische Wert der „Starfighter“ ins Bodenlose – einer Waffe, von der angeblich das Heil des Vaterlandes abhing.

Mit aller zu Gebote stehender Überzeugungskraft fechten „wir Deutsche“ seit zwei Jahrzehnten gegen Kollektivschuld und Kollektivverurteilung. Ungeachtet dessen gleiten wir dagegen in der Kritik an diesem oder jenem schneidenden und unbekümmert von der analysierten Wertung in die kollektive Abwertung. Da werden Auswüchse einiger auf die weite Allgemeinheit projiziert, da wird das Maß für die heutige Jugend an langhaarigen Eckenstehern genommen, da müssen die Autofahrer für die Rücksichtslosigkeit der Rowdys herhalten, da wird über einen ganzen Berufsstand der Stab gebrochen, etwa über die Beamten, wenn irgendwo ein „schwarzes Schaf“ Gazettenstoff lieferte.

Nun, sind die Beamten wirklich so? Wo sind sie? In unserer Zeit paßt jedenfalls die Klischeevorstellung von dem Beamten allenfalls in den Rahmen von Rechtsvorschriften oder Besoldungsordnungen, denen jeder Diener des Staates ohne Ansehen seiner Person gleichermaßen unterworfen ist. Diese „Passivseite“ des Berufsbeamtentums bildet gewissermaßen die Grundlage alles staatlichen Verwaltens in der Demokratie. Die große Masse der Einzel- und Gruppeninteressen macht den Beamten als objektiven Sachwalter staatlicher Ordnung und den unabhängigen Mittler zwischen Staat und Volk unentbehrlich.

Aus dieser Erkenntnis heraus hat der Staat seinen loyalen Dienern längs eines gesellschaftlichen Standort einge-räumt, der es – auf der „Aktivseite“ – jedem Beamten gestattet, in jeder erdenklichen Weise aus dem Klischee herauszutreten. Wenn in dieser Beziehung von den Beamten die Rede ist, kann allenfalls ihre große Mehrzahl gemeint sein. Deshalb kann auch das Bild des Berufsstandes, das sich dabei abzeichnet, von Extremen weder erhellt noch getrübt werden.

Die überwiegende Mehrzahl der modernen Beamten unterscheidet sich vom Angestellten oder Arbeiter auf vergleichbarer Stufe kaum noch oder überhaupt nicht mehr. Die wirtschaftlichen Ungleichheiten sind weitgehend eingeebnet. Der Beamte genießt die gleichen grundgesetzlichen Rechte wie alle anderen Bürger des Staates. Dienst und Privatleben unterliegen völliger Trennung.

Auch der frühere Zwang zu parteipolitischer Abstinenz gehört damit der Vergangenheit an, gleichzeitig der meinungs- und willenlose Sklave einer diktierenden Obrigkeit. Aktivität im privaten wie im dienstlichen Bereich charakterisieren den Beamten unserer Tage. Selbständiges Handeln und Teamwork schließen einander auch im öffentlichen Dienst nicht aus.

Zahllose ungelöste Zukunftsaufgaben liegen noch vor uns, vor dem Staat, vor der Beamtenschaft. Erst kürzlich bezeichnete Bundesinnenminister Lücke eine Schätzung als durchaus nicht absurd, nach der in den nächsten fünfzehn Jahren die Zahl der im öffentlichen Dienst Beschäftigten auf das Doppelte steigen könne. Gegenwärtig sind 2,8 Millionen Menschen bei Bund, Ländern, Gemeinden, Bahn und Post tätig.

Daß sich – wie es vor einiger Zeit ein Rundfunk-Kommentator formulierte – die Beamtenschaft des Jahres 2000 nicht vorwiegend aus Sitzbleibern des Jahres 1966 rekrutiert, dafür dürfte die wirtschaftliche, gesellschaftliche und ideelle Stellung des Beamten schon heute ebenso Gewähr bieten wie die reizvolle Materie jener Zukunftsaufgaben selbst.

Friedrich Ossig

DGB fordert Bestrafung der Kriegs- und Rassenhetze

Die Propagierung des Völker- und Rassenhasses ist unter Strafe zu stellen. Für die Einbringung eines entsprechenden Gesetzentwurfes setzte sich jetzt der Deutsche Gewerkschaftsbund in Ausführung eines Beschlusses seines letzten Bundeskongresses in gleichlautenden Schreiben an den Bundeskanzler und die Vorsitzenden der Fraktionen des Bundestages ein.

Der DGB weist darauf hin, daß nach Artikel 26 des Grundgesetzes der

Bundesrepublik alle Handlungen verfassungswidrig und unter Strafe zu stellen sind, die geeignet sind und in der Absicht vorgenommen werden, das friedliche Zusammenleben der Völker zu stören. Bis heute sei aber eine derartige strafrechtliche Norm vom Gesetzgeber nicht erlassen worden.

Nach Auffassung des DGB erstreckt sich der Verfassungsauftrag nicht nur auf die Bestrafung der Vorbereitungen zu einem Angriffskrieg, son-

dern auch auf die Bestrafung aller nichtkriegerischen Formen der Störung des friedlichen Zusammenlebens der Völker. Hierzu gehörten die Propagierung und Anwendung von Gewaltmaßnahmen, die auf eine Änderung der territorialen Unversehrtheit oder politischen Eigenständigkeit eines Staates gerichtet sind. Genauso falle darunter aber auch die Propagierung des Völker- und Rassenhasses, weil auch er selbstverständlich geeignet sei, das friedliche Zusammenleben der Völker zu stören.

Unsere Hilfe -



eine Chance



Diese Jungen warten auf unsere Spende, damit sie weiter lernen und ihre Ausbildung beenden können.

**Helfen Sie mit.
Ihre Spende noch heute auf
Postscheckkonto Köln 1141**

DEUTSCHES KOMITEE FÜR UNICEF -5 KÖLN

UNICEF ruft zur Ausbildungshilfe für Tunesien auf

Der Einbruch der modernen Technik in alle Lebensbereiche bei uns und in anderen Ländern erzwingt gut ausgebildete Fachkräfte. Das gilt heute keineswegs nur für die Industrienationen, das gilt auch für die Länder mit alten Kulturen im Mittelmeerraum. Es gilt für Griechenland ebenso wie für die Türkei.

Diese Notwendigkeit, qualifizierte Fachleute zu haben, gilt vor allem auch für Tunesien, das Land der Seeleute, der Kaufleute und der Nomaden.

Die tunesische Regierung hat zusammen mit UNICEF, dem Weltkinderhilfswerk der Vereinten Nationen, eine große Aktion gestartet, um soviel Kindern wie möglich eine richtige Berufsausbildung zu ermöglichen. Eine der wichtigen Vorbedingungen dafür ist der Besuch einer sogenannten Vor-Lehrwerkstatt. Zweck dieser Vor-Lehrwerkstatt ist es, den Jugendlichen theoretische und praktische Grundlagen für die Erlernung eines Lehrberufes zu geben. Diese Vor-Lehrwerkstätten sind inzwischen über das ganze Land verstreut. Sie haben in Tunesien eines der größten sozialen Probleme unserer Zeit in Angriff genommen, nämlich Heranwachsenden, die sonst dazu verurteilt wären, schlecht bezahlte und schlecht ernährte Hilfsarbeiter zu werden, eine technische Ausbildung zu geben. Für diese Menschen wird die Möglichkeit geschaffen, gute Facharbeiter zu werden, Schreiner, Schweißer, Elektriker und Schmiede. Im wesentlichen handelt es sich dabei um junge Leute, die während ihrer Jugend weder Schule noch Lehrer kannten, die als Analphabeten aufgewachsen sind und die jetzt noch, nach ihrem vierzehnten Lebensjahr, Gelegenheit bekommen, neben der technischen Ausbildung die Grundlagen jeder Bildung zu erlernen.

Die tunesische Regierung hat es fertiggebracht, mit finanzieller Hilfe der UNICEF 64 solcher Ausbildungsstätten aufzubauen. Bis 1970 plant man insgesamt 125 Ausbildungsstätten. Wie wichtig eine solche Ausbildung ist, zeigen die bisherigen Erfolge. Siebzig Prozent der Schüler haben bisher eine entsprechende Arbeitsstelle gefunden. Sie sind es, die aus der gefährlichen Atmosphäre des „Lumpenproletariats“ herausgeholt wurden. Mit Hilfe von UNICEF sind sie Stützen der menschlichen Gesellschaft, wichtige Mitglieder beim Aufbau des Staates und Helfer bei der Ernährung ihrer ganzen Familie geworden.

Das war nur möglich, weil viele Menschen auf der Welt für solche Einrichtungen gespendet haben. Das Weltkinderhilfswerk UNICEF, das vor zwanzig Jahren noch unsere deutschen Kinder mit warmen Mahlzeiten versorgt und sie vor dem ärgsten Hunger bewahrt hat, bittet heute in Deutschland um Spenden für tunesische Jugendliche, denen die Möglichkeit gegeben werden soll, einen Beruf zu erlernen. Der Aufruf von UNICEF, der uns alle angeht, hat für Tunesien nicht nur eine große politische Bedeutung, er ist auch ein Appell an uns, mitzuhelfen, Menschen bessere Lebensbedingungen zu ermöglichen, die sonst unverschuldet das Heer der Ungelernten und Unzufriedenen vergrößern würden. Die tunesischen Kinder warten auf unsere Hilfe.

Hurra-Demokratie

Das Wort fiel in Recklinghausen während der „Woche der Wissenschaft“, die der Deutsche Gewerkschaftsbund und die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft im Rahmen der Ruhrfestspiele durchführten. Der es aussprach, war ein jüngerer Politologe. Er berichtete über Schulbücher für den Unterricht in Sozialkunde, die im Vollzug eines Forschungsauftrages der Max-Traeger-Stiftung über die politische Bildung an deutschen Schulen kritisch durchgesehen wurden. In fünfzehn Thesen faßte er das Ergebnis seiner Untersuchung zusammen, und in einer der Thesen wird gesagt, daß der Hurra-Patriotismus von einst durch eine Hurra-Demokratie abgelöst worden sei. Wer den Hurra-Patriotismus noch aus eigener Anschauung kennt, denkt bei dem Wort an Kaiser-Geburtstags- und Sedan-Feiern. Da wehte stolz die Flagge Schwarz-Weiß-Rot, da war man mit Herz und Hand fürs Vaterland, da wurde geschworen, mutig für einen Mann, für Thron und Reich zu stehen. Hurra-Patriotismus, das war die gedankenlose, unkritische, pflichtgemäße Begeisterung für Kaiser und Vaterland. Diese Haltung erlebte ihren Höhepunkt in den Augusttagen des Jahres 1914, als man auszog, siegreich Frankreich zu schlagen und den lieben Gott anrief, er möge England strafen. Dann kam der Katzenjammer. Der Krieg ging verloren, der Kaiser desertierte, nachdem ihm von seinen Generalen eröffnet worden war, von all den Millionen, die ihm einst geschworen hatten, für ihn zu kämpfen und zu bluten, sei nun, im Augenblick der Krise, niemand dazu bereit.

Das war der Hurra-Patriotismus, und wer ihn noch erfuhr, wer noch erlebte, wie dieses laute, phrasenklirrende Gehabe sich auflöste, um dann wie ein Rausch zu verfliegen, der erschrak erst recht, als in Verbindung mit diesem unguuten Wort der Begriff „Hurra-Demokratie“ fiel. Die Wissenschaftler, die ihn prägten, haben das nicht leichtfertig getan. Ihr Bericht, der sich auf die Prüfung von 42 Sozialkundeschulbüchern stützt, ist alarmierend. Sie stellten unter anderem fest:

- Vom Inhalt her sind die Bücher für Gymnasien zumeist sachgerecht, die für Berufsschulen und Volksschulen zum guten Teil weniger.
- Die Gesellschaft soll nach den Büchern durch Sollensforderungen reformiert werden. Sie wird oft völlig unkritisch als harmonisch dargestellt.
- Besonders problematisch ist für die Autoren der meisten Bücher die Ausprägung von Konflikten, was sich an der tendenziösen Darstellung des Arbeitskampfes besonders deutlich zeigt. Bestehendes wird als richtig angesehen. Den Gewerkschaften wird damit nur eine historische Funktion zuerkannt.
- Die Organe der Staatsgewalt und ihre Mitglieder werden häufig patriarchalisch verzeichnet. Abhängigkeiten werden nicht gesehen. Das Ergebnis ist die Darstellung einer unpolitischen „Bilderbuch-Demokratie“. Aber nicht nur die Bücher für den Unterricht, der sich mit dem Staat und der Gesellschaft befaßt, sind schlecht. Auch allzu viele Lehrer vermögen offenbar nicht zu erkennen, was in diesem Unterricht erreicht werden sollte. 1800 Abgangsklassen von Volksschulen, Berufsschulen, Mittel- und Oberschulen in Hamburg, Stuttgart und in hessischen Orten wurden durch das Institut, das den Forschungsauftrag der Max-Traeger-Stiftung durchführte, schriftlich befragt; mit 140 Sozialkundefachlehrern, Schulleitern und Experten für politische Bildung wurden ausführliche Einzelgespräche geführt. Was die Wissenschaftler dabei ermittelten, faßten sie ebenfalls in Thesen zusammen. Aus ihnen erfährt man, daß es dem politischen Unterricht im günstigsten Falle gelingt, ein bereits vorhandenes politisches Interesse zu steigern, daß er es aber nicht vermag, die politische Gleichgültigkeit der Schüler zu überwinden, die aus unpolitischen Familien kommen. Und wenn dann gesagt wird, daß die Identifizierung mit der Demokratie zumeist oberflächlich bleibt, daß die demokratischen Einrichtungen weitgehend unreflektiert hingenommen werden, dann

bestätigen diese Feststellungen, daß jene verhängnisvolle Tendenz, die in dem Bericht über die Lehrbücher als Erziehung zur Hurra-, zur Bilderbuch-Demokratie bezeichnet wird, offenbar in vielen Schulen den Unterricht bestimmt.

Von woher kommt diese Tendenz?

Auch dieser Frage sind die Gesellschaftswissenschaftler nachgegangen. Sie stellten fest: „Ein Hauptgrund für die geringe Wirksamkeit des gegenwärtigen politischen Unterrichts ist die ungenügende oder fehlende fachliche Vorbildung der meisten Lehrer!“ Diese unzulängliche Vorbildung hat u. a. folgende Auswirkung: „Je weniger die Lehrer für den Unterricht in Sozialkunde durch eine wissenschaftliche Ausbildung qualifiziert sind, um so mehr wird die Interpretation der politischen Sachverhalte durch ihr naives, ungebrochenes Gesellschaftsbild gesteuert. Das hat zur Folge, daß die politischen Verhältnisse vorwiegend – und zwar unwillentlich – aus der Sicht des Mittelstandes, aus dem die Lehrer zum großen Teil stammen, beurteilt werden. Bezeichnend dafür ist die Einstellung vieler Lehrer zu den Gewerkschaften, die sie kaum anders als unter dem Aspekt der Bedrohung zu sehen vermögen.“ Aus der vorsichtigen Sprache der Wissenschaftler ins einfache Deutsch übersetzt, heißt das, daß unsere Kinder und unsere Jugendlichen in der Schule über die Gesellschaft von heute vielfach falsch unterrichtet werden. Sie erfahren allzuoft nicht, wie diese Gesellschaft wirklich ist, sondern wie ein mit vielen Vorurteilen belasteter deutscher Mittelständler sie sieht. Weil die meisten Lehrer in ihrer Ausbildung nicht dazu gekommen sind, sich mit der modernen Gesellschaft wissenschaftlich auseinanderzusetzen und über sie nachzudenken, sind sie nicht in der Lage, den kritischen, denkenden Staatsbürger heranzubilden, den die Demokratie braucht. Darum stellen sie ihren Unterricht darauf ab, „Verständnis durch Bekenntnis zu ersetzen“. Das

Resultat kann im günstigsten Falle eine Haltung sein, die mit „Hurra-Demokratie“ nicht zu scharf charakterisiert ist. Wer zweifelt daran, daß dieser Hurra-demokratismus in der Stunde der politischen Krise genauso versagen muß wie der Hurrapatriotismus der Vergangenheit? „Diese im Grunde unpolitischen Urteile lassen erkennen, wie leicht Jugendlichen manipulierbar sind, wie groß in politischen oder ökonomischen Krisensituationen die Gefahr sein dürfte, ein solches Bewußtsein auch antidemokratisch zu mobilisieren“, sagten die politischen Wissenschaftler in Recklinghausen. Ist es nötig, Beweise dafür anzuführen, wie leicht die Jugend schon heute im antidemokratischen Sinne zu beeinflussen ist? „Es ist insbesondere der – keineswegs nur auf Volksschüler beschränkte – verbreitete Mangel an politischer Urteilsfähigkeit unter den Schülern, der unveranlaßt, den Gesamterfolg der politischen Bildung an der Schule als gering zu bezeichnen.“ Diese zusammenfassende Feststellung der von der Max-Traeger-Stiftung beauftragten Soziologen sollte unsere Kultusminister schockieren. Von ihnen muß erwartet werden, daß sie unverzüglich den ausführlichen Untersuchungsbereicht studieren und zu Gegenstand der Beratung in ihrer Ständigen Konferenz machen. Alsdann wird es ihre Sache sein, Maßnahmen zur Abhilfe, insbesondere auf dem Gebiet der Lehrerbildung, in Gang zu setzen. Freilich werden sie nicht allein die Aufgabe lösen können, unsere Jugend und unser Volk vor dem Hineinschlittern in einen oberflächlichen und unverbindlichen Hurrademokratismus zu bewahren. Politisches Denken und politisches Urteilen werden nur gedeihen, wenn die Staatsführung und die Führung der Parteien diese Haltungen herausfordern. Gerade daran aber fehlt es bei uns. Einweilen wird das Bekenntnis von den meisten Politikern noch höher geschätzt als das Verständnis.

Cato

Appell an die jungen Menschen

Wir haben eine Vision, wie dieses Land aussehen soll in fünf, in zehn und in zwanzig Jahren. Wir wollen ein Land bauen für die, die morgen darin leben. Daher der Appell, dabei mitzuwirken.

Was wir anzubieten haben, ist nicht bequem. Denn wir wollen zwar jedem die Möglichkeit geben, sich zu entfalten. Aber sein Talent nutzen muß dann jeder selbst. Die Schlachten der Zukunft werden in den Schulen, in den Werkstätten, in den Laboratorien und in den Hörsälen geschlagen. Dort muß jeder seinen Mann stehen.

Wir wissen, daß auf dieser Erde noch viel zu tun ist, gerade auch in der Bundesrepublik. Dennoch ist es kein Abenteuer mehr, zum Pol zu fliegen oder den Wilden Westen zu durchqueren. Aber es gibt noch erregende Abenteuer. Die Amerikaner und Russen gehen daran, mit Hilfe der Atomkraft das Meerwasser zu entsalzen. Übermorgen wird es möglich sein, Wüste in fruchtbares Land zu verwandeln. Erfolgreiche, wahrscheinlich rasch zum Abschluß kommende Versuche sind im Gang, aus Erdöl durch Gärungsprozesse Eiweiß zu gewinnen. Die Phantasie kann noch kaum erfassen, welche Perspektiven sich daraus in den nächsten Jahren ergeben. Schließlich sind wir Zeugen des kühnen Griffes in den Weltraum.

Die Jugend unseres Volkes soll sich an diesen Abenteuern beteiligen. Sie soll nicht beiseite stehen müssen und nur mit brennenden Augen lesen oder am Bildschirm verfolgen, daß der Vorstoß in planetarische Zeitalter eine Sache anderer ist.

Eine zweite Aufgabe für die jungen Menschen: die Achtung vor dem Alter soll nicht bedeuten, daß sie nicht alles in Frage stellen können, auch uns gegenüber. Sie sollen Wege suchen, alles besser zu machen; denn unsere Generation, nicht nur die vor mir, auch meine, muß bekennen, daß wir vieles ungetan hinterlassen werden, auch wenn wir uns noch sehr anstrengen.

Die dritte Aufgabe für die Jugend schließlich ist, sich um die öffentlichen Dinge zu kümmern, zu erfahren und zu erleben, daß es einen Unterschied gibt zwischen Vorstellung und Wirklichkeit. Je mehr Menschen verantwortlich aktiv werden, um so mehr kommen wir zu dem Ziel, die Wirklichkeit der Vorstellung anzupassen. Dieses Land, diese Bundesrepublik Deutschland, hat die Aufgabe, Köpfe zu produzieren, für uns selbst und für die Welt. Das einzige Gebiet, auf dem wir noch so etwas wie eine Großmacht sein können und es sein wollen, ist das der geistigen Entfaltung und des Dienstes am friedlichen Fortschritt.

Willy Brandt

Schlechte Vorbilder verderben die Politik

Wo heute über das Thema „Jugend und Politik“ diskutiert wird, sind sich Pädagogen und Politiker im Prinzip darin einig, daß die Einstellung und das Bewußtsein der Jugendlichen weitgehend durch die politische Wirklichkeit selbst geformt werden. Diese Tatsache muß Maßstäbe für das Verhalten aller Politiker setzen. Sie tragen einen erheblichen Teil an Verantwortung dafür, ob es gelingt, junge Menschen an der Auseinandersetzung mit politischen Fragen zu interessieren und sie für eine aktive Mitarbeit in den Parteien und anderen demokratischen Institutionen zu gewinnen.

In einer Forumsdiskussion, die im August 1963 im Rahmen des 3. Deutschland-Treffens der SPD in Hamburg stattfand, wies Professor Dr. Jaide darauf hin, daß die mangelhafte politische Anteilnahme vieler Jugendlicher mit moralischen Bedenken zusammenhängt, die durch die Jugendlichen etwa folgendermaßen formuliert werden: „Sie (gemeint sind die Politiker) sagen uns nicht die Wahrheit, sie meinen nicht die Ziele, die sie vorgeben, sie respektieren nicht den Willen der Wähler oder sie haben nur Angst, Stimmen zu verlieren.“ An diese Formulierungen, die auch mir zunächst ein wenig überspitzt erschienen, mußte ich bei den folgenden politischen Vorgängen denken, die sich alle im Zeitraum von noch nicht einmal einem Monat ereigneten:

- Präsident Johnson hat eine wesentliche Ausweitung des Bombenkrieges in Vietnam angeordnet. Nach Berichten und Kommentaren der seriösen Presse geschah das in erster Linie nicht aus (sicherlich auch noch sehr umstrittenen) „militärischen Notwendigkeiten“. Der Präsident wollte vielmehr seinen zahlreichen innenpolitischen Gegnern, die für eine schärfere Kriegsführung eintreten, entgegenwirken. Er hofft, daß durch seine Anordnung seine Popularitätskurve wieder steigt und daß seine Chancen, im nächsten Präsidentschaftswahlkampf mit großem Vorsprung zu siegen, wachsen.

- Bundeskanzler Erhard, der schon durch seine „Pinscher“-Reden traurige Berühmtheit erlangte und auch bei der Eröffnung des neuen Olaf-Gulbransson-Museums seine intellektuellen Kritiker als „erbärmliche Kreaturen“ bezeichnete, setzte im Wahlkampf in Nordrhein-Westfalen seine rüden Schimpfkanonaden fort. Zwischenrufer stempelte er als „Uhus“ und „Gesindel“ ab, die ohne seine Wirtschaftspolitik schon 1945 „in den Windeln verkommen“ wären.

- Verteidigungsminister von Hassel zeigte völliges Unverständnis gegenüber den Rücktrittsforderungen, die auf Grund der Starfighter-Unglücksserie und der Korruptionsaffären im Verteidigungsministerium in der Öffentlichkeit erhoben wurden. Er bezeichnete sich selbst als der „z. Z. in etwa beste“ Verteidigungsminister.

- Die Sozialdemokraten in Nordrhein-Westfalen wurden trotz ihres eindeutigen Wahlsieges durch entsprechende Beschlüsse der Verlierer-Koalition von der Regierungsverantwortung ausgeschlossen. Ministerpräsident Franz Meyers hatte schon während des Wahlkampfes erklärt, daß er nicht bereit sei, ggf. als Oppositionsführer zu fungieren.

Welche Schlußfolgerungen müssen junge, am politischen Geschehen interessierte Menschen fast zwangsläufig aus den zitierten Ereignissen ziehen?



Foto: Udo Hoffmann

Der amerikanische Präsident denkt bei einer der wichtigsten Entscheidungen, die er in einer mit aller Brutalität geführten und die Gefahr des dritten Weltkrieges in sich bergenden militärischen Auseinandersetzung zu treffen hat, in erster Linie an seine Chancen im nächsten Wahlkampf. Er ist, um diese zu vergrößern, bereit, das Leben und die Gesundheit vieler weiterer – zum überwiegenden Teil unschuldiger – Menschen zu opfern. Hier ist es nicht nur erlaubt, sondern unbedingt notwendig, die Frage nach der Moral zu stellen. Junge Menschen müssen durch solche Entscheidungen den Eindruck gewinnen, daß die politische Macht und der unbedingte Wille, sie zu behalten, über jedes vertretbare Maß hinaus korrumpieren.

Konstruktive Kritik ist ein Wesensmerkmal der Demokratie. Bundeskanzler Erhard ist ganz offensichtlich anderer Auffassung. Andersdenkenden begegnet er nicht mit Argumenten, sondern mit wüsten Beschimpfungen. Dadurch wertet er nicht nur seine Person – was relativ uninteressant wäre –, sondern auch sein Amt als Regierungschef ab. Das ist unverantwortlich. Er sollte hinsichtlich

dieser würdelosen Pöbeleien endlich maßhalten. Er nimmt jungen Menschen den Mut, einen eigenen – möglicherweise von der Mehrheitsmeinung abweichenden – politischen Standpunkt zu entwickeln. Dadurch züchtet er einen der Demokratie schädlichen Untertanengeist. Außerdem trägt er ganz entscheidend zur Verwilderung der Formen der politischen Auseinandersetzung bei. Besonders schlechten politischen Anschauungsunterricht für junge Menschen liefert nun schon seit vielen Monaten Verteidigungsminister von Hassel. Dabei geht es vor allen Dingen um die gesamte Art seines Auftretens in der Öffentlichkeit und insbesondere die Form, wie er mit dem Parlament und politisch Andersdenkenden umgeht. Das sei hier ganz kurz am Beispiel der Starfighter-Unglücksserie verdeutlicht. Als der sozialdemokratische Politiker Wienand im Januar 1965 – also vor der Unglücksserie – die volle Einsatzbereitschaft der Starfighter anzweifelte, bezeichnete von Hassel das als unverantwortlich. Als die Zahl der Abstürze eine bedrohliche und die Öffentlichkeit erregende Größenordnung erreichte, ordnete er eine Vielzahl

von Maßnahmen zur Verbesserung der Einsatzbereitschaft an. Damit erkannte er – leider viel zu spät – die Berechtigung der Bedenken Wienands an. Hätte er diese, nur weil sie von einem Oppositionspolitiker geäußert wurden, nicht leichtfertig und polemisch in den Wind geschlagen, so sähe die Situation heute insgesamt u. U. ganz anders aus. Es ist deshalb nicht unberechtigt, dem Verteidigungsminister auch persönlich einen Teil der Verantwortung für die Unglücksserie anzulasten. Entscheidend ist aber, daß er der politisch verantwortliche Minister ist. Er hat ganz offensichtlich Grundprinzipien der Demokratie nicht begriffen, wenn er bei diesen Gegebenheiten völliges Unverständnis gegenüber in der Öffentlichkeit diskutierten Rücktrittsforderungen zeigt.

Die Demokratie ist die Staatsform, in der das Volk der Souverän ist, der in Wahlen seine politische Meinung zum Ausdruck bringt. Leider erlebten wir in der jüngsten Zeit ein gravierendes Beispiel für die Mißachtung dieses obersten Grundsatzes. Die letzten Landtagswahlen in Nordrhein-Westfalen erbrachten ein eindeutiges Votum für die opponierende SPD und gegen die regierende kleine Koalition von CDU und FDP. Trotzdem und ungeachtet des in den Verhandlungen gezeigten großzügigen Entgegenkommens der SPD regiert die Verlierer-Koalition weiter. Um unbedingt an der Macht zu bleiben, haben die Politiker der CDU und FDP den Wählerwillen mißachtet und außerdem sachlich gegen die Interessen ihres Landes gehandelt.

Angesichts der hier kommentierten vier Vorgänge – bei denen es sich ja nicht um Randerscheinungen, sondern um gravierende politische Ereignisse handelte – müssen junge Menschen tatsächlich den Eindruck gewinnen, daß selbst führende Politiker durch die Macht korrumpiert werden, daß sie Andersdenkende beschimpfen, nicht bereit sind, aus wichtigen politischen Fehlentscheidungen persönliche Konsequenzen zu ziehen und auch nicht den Wählerwillen respektieren, sondern parteipolitischen Gesichtspunkten vor staatsbürgerlichen Notwendigkeiten den Vorrang geben. So gesehen, können die in dem Zitat von Professor Dr. Jaide enthaltenen Vorwürfe der Jugend gegenüber den Politikern nicht mehr überspitzt genannt werden. Die kritisierten Politiker handeln, wenn man an die Auswirkungen ihrer Verhaltensweise auf das politische Interesse bzw. Engagement der Jugend denkt, unverantwortlich. Sie bestärken diejenigen, die dem sehr volkstümlichen Slogan glauben, daß die Politik den Charakter verdirbt. Damit erweisen sie der Demokratie einen schlechten Dienst.

Trotz aller Erfahrungen möchte ich die Aussage des Slogans als zu pauschal und deshalb als falsch bezeichnen. Richtig ist er aber in seiner Umkehrung, daß nämlich schlechte Charaktere die Politik verderben. Dagegen müssen wir uns mit aller Entschiedenheit wehren. Dabei empfiehlt es sich nicht, sehr diplomatisch zu formulieren und mit „Samthandschuhen“ zu arbeiten. Gegenüber solchen Politikern, die in letzter Konsequenz den Fortbestand unserer Demokratie gefährden, weil sie junge Menschen durch ihre Verhaltensweise vom politischen Geschehen wegdängen, hilft nur eine deutliche Sprache, bei der man „Roß und Reiter“ nennt. Außerdem verderben uns schlechte Vorbilder in der Politik weitgehend unsere möglichen Erfolge in der staatsbürgerlichen und politischen Bildungsarbeit.

Christian Götz

Der Mann mit hundert Namen

Erzählung aus Indien
Von Tapati Mukerdschi

Zum Jahrmak, zum Jahrmak, wir gehen auf den Jahrmak!" sang Pintu, „Karusselle und heißes Backwerk mit rotem Pfeffer, Zauberer und Ballons, Schaubuden und Bambuspfeifen...“ Mutter sang nicht, natürlich nicht, aber in ihren müden Augen war ein Glanz und eine unterdrückte Erregung, die sich darin äußerte, daß sie plötzlich ein Glas oder einen Messingteller fallen ließ, als sie flink das Geschirr spülte.

Großmutter Gebetsperlen liefen besonders schnell durch ihre Finger, denn auch sie ging gern auf den Rummelplatz, und sogar die übliche trübe Gleichgültigkeit der verwitweten Tante war vergessen. Aruna stellte überrascht fest, daß sie allen Ernstes mit ihren rauen Händen einen feuchten, randlosen Sari glättete, sich also ganz offensichtlich auf das große Ereignis vorbereitete, während die jungverheiratete Schefali, die jüngere Tante, sich bereit machte, indem sie ihre Schmucksachen inspizierte.

„Zwei Vier-Anna-Stücke, plus sechs Stück zu einem Anna, plus fünf und zwanzig Naye-paise, das waren die ganz kleinen Münzen, und noch ein Acht-Anna-Stück“, summierte Kisto. Die Verlockung der Ballons und der verführerische Rausch der Karusselle regten ihn zu sehr auf, als daß er ans Lernen gedacht hätte. Seine brennenden Augen fielen auf Aruna und blitzten vor Geldgier: „Du schuldest mir eine Rupie und zwei Annas“, sagte er mit der entsprechenden Miene des Gläubigers.

Aruna zahlte ihm eilig, denn sie kannte ihren Bruder, und mit unverhohlenem Unwillen. So hatte sie also um diesen Betrag weniger für das wunderbare Märchenland der gläsernen Armreifen, der bunten Tüten, des grellen Stirnschmucks, der duftenden Girlanden – und vor allem für diese neuen roten Armbänder aus Kunststoff, mit Steinen besetzt, wie Mira eines hatte. Sie fühlte den Verlust schmerzlich.

„Wenn ihr euch nicht eilt, werdet ihr nicht in die Straßenbahn hineinkommen! Ich warne euch!“ bellte der Onkel, dessen Aufgabe es war, sie alle zum Jahrmak zu eskortieren.

Der Vater hatte diesmal bereitwillig zugestimmt. Der unglaubliche Genuß, in einem Haus ohne Weibergeschwätz und jammernde Kinder zu sein, schien ihm einfach unvorstellbar. Und zwar für einen ganzen Nachmittag und Abend! Hätte er nur gewußt, daß die ganze Familie von der alten Mutter an, seine dicke, gleichmütige und sanfte Frau, seine boshafte, verwitwete Schwester, seine Brut von sieben Kindern, die neue Frau seines Bruders, leichtfertig und hübsch – daß sie alle gleich ungeduldig waren, das Haus zu verlassen und auf den Rummelplatz zu kommen! Vorläufig sagte jeder oder jede zu sich selbst: „Es ist zu schön, um wahr zu sein. Vielleicht bekommen wir in der Straßenbahn keinen Platz mehr, oder es beginnt zu regnen. Oder wir kommen in ein Gewitter oder wir verlieren unser Geld oder sonst irgend etwas passiert...“

Schließlich, es war kaum zu glauben, befand sich das Bataillon von Naresch Babus Familie am hellerleuchteten Eingang und bald darauf im Märchenland des Festplatzes. Es herrschte ein schreckliches Gedränge, und die Hitze war unerträglich. In dem Plärren der Lautsprecher, aus denen die Filmschlager strömten, umgeben von den Rufen der Händler, die ihre Waren anpriesen, dem Lärm, den die beunruhigten Elefanten machten, und dem allgemeinen Geschnatter, hatte Onkel Harisch das Gefühl, daß man ihn mit List in dieses Tollhaus gelockt hatte.

„Du lieber Himmel“, sagte er bestürzt und verwirrt, „warum habe ich meinem Bruder nur versprochen, die Frauen zu begleiten? He, Kisto, nimm Pintu und Binnie an der Hand, du Schwägerin trage Mintu, und du dort –“ er verzichtete höflich darauf, seine ihm eben angetraute Frau in Gegenwart der Älteren direkt anzusprechen – „du und Aruna, bleibst so nahe bei mir, als ihr nur könnt!“

„Ja, natürlich“, sagte die Schwester scharf, „das ist wohl nötig. Schau doch, mit welcher Anzahl von Ketten und Armbändern sie sich behängt hat.“ Sie sprach voll Neid, denn sie als Witwe durfte nie wieder bunte Farben oder irgendein Schmuckstück tragen... Kisto glühte vor Aufregung. „Schau das Plakat, Onkel, da steht: Komm in den Schacht des Todes!“

„Nein, nein“, rief die Schwester, „Harisch, laß uns doch zuerst die Wassernixe ansehen, halb Fisch, halb Mensch!“

Die Mutter der Kinder sagte geduldig:

Aruna erinnerte sich undeutlich, daß das wütende Tier auf sie zugekommen war, daran, daß sie die alte Großmutter und den kleinen Bruder weg- und in Sicherheit gestoßen hatte und dann – die Menge hatte sich um sie gedrängt, die vielen Menschen hatten die beiden in die Mitte genommen, sie eingesaugt, und der sich windende Strom von Leibern hatte sie weggeführt.

Sie selbst wurde hin- und hergestoßen, dann an das Ufer des Menschenstromes gedrängt und strandete schließlich vor der Bude einer Handleserin. Allein, zum erstenmal in ihrem sechzehnjährigen Leben. Sie hatte sich verirrt in diesem Wald aus hunderttausend Leuten.

Der Taschendieb Hriday, eben aus dem Gefängnis entlassen, war auch vor der Wut des Elefanten geflohen. Er fühlte aber nichts, als daß er schrecklich hungrig war und etwas zu essen haben mußte. „Verflucht sei diese abscheuliche Toch-

mal täglich sein Essen zu bekommen. Warum aber kam die Erinnerung an die verlorenen Jahre immer wieder zurück? Er dachte an das schläfrige kleine Dorf in üppiges Grün gebettet, an eine Frau mit den gütigsten Augen der Welt und der großen roten Tikka, dem Zeichen ihrer Kaste auf der Stirn, die mit dem Schöpflöffel einen kleinen, dampfenden Reiskegel auf ein Blatt zu legen pflegte und liebevoll sagte: „iß, Sohn, isß!“ Diese Augen, die leuchtende Tikka, die sanfte Stimme und die Liebe, die ihn beschützte, waren in der großen Hungersnot erloschen. Und da war er nun, der stolze „Stammgast“ der Gefängnisse, der geschickteste Taschendieb in diesem Bezirk von Kalkutta, und Bimlies treuer Gefährte. „Oh, möge ihr der Adler die Augen aushacken, dem verfluchten Weibsbild“, sagte er wieder – da straffte sich plötzlich sein ganzer Körper vor Jagdfieber, seine Augen leuchteten, und seine Fingerspannten sich. Denn da, gerade vor ihm



„Harisch, ich möchte diese neuen Töpfe und Bratpfannen sehen.“

Die alte Dame aber, die damit beschäftigt war, Mintus Tränen zu trocknen und ihm die Nase zu putzen, weil ihn jemand niedergestoßen hatte, sagte: „Gehen wir den Kindern etwas zum Naschen kaufen!“, denn sie empfand eine Art von Ersatzvergnügen, wenn sie andere etwas essen sah, was sie selbst nicht vertrug. Dann hörten sie einen seltsamen Lärm. Es war ein tiefes, fremdartiges Geräusch, das die Stadtleute kaum jemals hören und kaum noch erkennen: das Trompeten eines Elefanten. Es wiederholte sich und war von schrillen Schreien gefolgt, die einem das Blut gerinnen machten. Ein verängstigter Elefant hatte sich losgerissen und – vom Feuerwerk noch mehr erschreckt – einen Amoklauf begonnen. Er trampelte und tobte durch die dichte Menschenmenge, die meist aus Frauen und Kindern bestand, und Kreischen und Jammern zerschnitt die Luft.

ter einer Hure“, murmelte er und versuchte, auszuspucken, aber sein Mund war völlig trocken. Es machte ihm nichts aus, daß Bimlie sich wegen der Anleihe so schwierig gezeigt hatte; aber jemandem, der eben aus dem Gefängnis kam, ein anständiges Mahl und ein Glas Wein zu verweigern, das war ein starkes Stück. Das war gegen den Ehrenkodex. Denn Einbrecher, Straßenmädchen, Taschendiebe und Mordgesellen waren hier wie überall sonst durch ihr Gesetz gebunden, einander zu helfen. „Fluch über ihre Augen, Fluch über das verräterische, verlogene Geschöpf! Laß sie erst einmal in Bedrängnis sein, und wir wollen sehen, wer ihr dann helfen wird, die verbotenen Glücksspiele zu verstecken! Die Polizei wird sie an den Haaren herausziehen, an den Haaren, auf die sie gar so stolz ist...“ Die Rachegeanken verschafften ihm nur geringe Erleichterung. Seine Eingeweide schmerzten vor Hunger. Im Gefängnis war es besser, da war mar sicher, zwei-

gab es Nahrung für viele Monate in der Form eines goldenen Halsbandes, das um den Nacken eines jungen Mädchens lag. Ja, um den Nacken eines verlassenem jungen Mädchens. „Niemals noch war eine Beute so leicht, Hriday“, sagte er zu sich selbst, als er näher rückte, immer näher dem glitzernden Preis, diesem Halsband.

Aruna sah ihn, als sie sich plötzlich wie ein aufgeschrecktes Reh umwandte. Ein Mann starrte sie an, und er sah dabei so aus, als verstünde er die verzweifelte Lage in der sie sich befand – als wüßte er, daß sie sich verlaufen hatte. Sie wurde ruhiger und tat, was nur ein Mädchen tun könnte, das in strenger Abgeschlossenheit im sicheren Schoß der Familie erzogen worden war. Sie wandte sich ihm zu und sagte: „Oh, bitte helfen Sie mir. Bitte. Ich habe mich verlaufen. Führen Sie mich zu den anderen zurück!“ Und sie kam ganz nahe an ihn heran und brach in Tränen aus.

Soll man Hriday dafür verurteilen, daß er, der Meistertaschendieb, sich von dieser plötzlichen Wendung der Dinge einschüchtern ließ? Er erinnerte sich nebelhaft an das, was der weise Kanu Babu, ein bevorzugter Gast in Bimlies Spielhöhle, einmal in einem Gespräch über weibliche Tränen gesagt hatte: „Tränen sind tödliche Waffen gegen Männer, und die eines hübschen jungen Mädchens sind wie Bomben: sie sprengen alle eure guten Vorsätze in die Luft!“

Alles, was Hriday sagte, als das unbekanntes Mädchen mit dem Halsband vor ihm schluchzte, war: „Ich führe Sie zu den anderen zurück. Haben Sie keine Angst, und weinen Sie nicht!“

Ehrenwort! So wie die Milch gerinnt, wenn man ihr einen Tropfen Zitronensaft zusetzt, so hatten sich seine Gefühle unter dem Einfluß dieser Tränen und der hilflosen, abgerissenen Worte plötzlich gewandelt.

Aruna versuchte dankbar zu lächeln. Sie kam vertrauensvoll näher, und wäre sie so jung wie Mintu gewesen, dann hätte sie die Hand dieses guten Mannes gehalten. Aber indische Mädchen von sechzehn Jahren sind so voll von „Wie-mansich-als-Dame-benimmt“-Belehrungen, daß sie es unterließ. Statt dessen tröstete sie sich, indem sie verstohlen den Hemdsaum ihres Retters berührte, als sie auf die Suche nach den „anderen“ gingen – ihr Herz immer noch voll Angst.

Sie zogen los, aber nirgends fanden sie auch nur eine Spur von jener Gruppe, die aus Großmutter, Onkel, Mutter, sechs Geschwistern und einer hübschen, juwelengeschmückten Tante bestand. Sie wandten sich nach rechts und dann nach links, machten einen Umweg und passierten die „Elektrische Dame“, das „Muschelmädchen“ und die „Zwerge“, aber sie fanden sie nicht. In Arunas Kehle saß ein großes Schluchzen – dieses wundervolle Abenteuer, das Jahrmarkt hieß, hatte sich in eine Tragödie verwandelt. Aber wie gut und geduldig war doch dieser Mann! Sie wandte ihm den Blick zu und sagte genau, was sie dachte – stockend, zitternd und voll Scham, weil sie sich doch verlaufen hatte, und weil sie ihm zur Last fiel: „Sie sind so gut zu mir“, sagte sie, „es tut mir leid, aber ich weiß einfach nicht, wie ich sie verloren habe...“ Hriday bemühte sich tapfer, zu lachen, denn die grausamen Klauen des Hungers peinigten ihn entsetzlich. „Red' keinen Unsinn!“ sagte er.

Aruna war sehr erleichtert, als sie diese vertrauten Worte hörte. Er war wie ein großer Bruder – zumindest hätte ihr Bruder dasselbe gesagt, nur ohne zu lächeln. Sie sagte: „Ich heiße Aruna. Mutter ruft mich Runi“ (sie schluckte) „und Vater“ – zweimaliges Schlucken – „Khuku“.

„Aruna? Nein wirklich? Ich habe eine Kusine, die so heißt!“ (Lieber Himmel, wozu hatte er das gesagt?)

„Es ist ein häufiger Name“, sagte Aruna, „ich habe ihn nicht besonders gern. Ich heiße lieber so wie die Töchter von Dutta Babu. Kennen Sie Dutta Babu? R. R. Dutta, den Schriftsteller? Seine Töchter heißen... warten Sie... die älteste heißt Malavika, die zweite Madalascha, die dritte Mahasweta. Die vierte habe ich jetzt vergessen...“

„Zerbrechen wir uns nicht über Dutta Babus Töchter den Kopf. Ich habe Aruna lieber.“ Er hatte genau das richtige gesagt, Gott sei Dank. Durch das Erröten und das süße Lächeln wurde ihr unansehnliches, tränenverschmiertes und verschwitztes Gesichtchen beinahe schön. „Oh, auf alle Fälle ist es nicht so arg wie... also... wie Mandodari“, und sie kicherte entzückt über den Ausdruck von ge-

spieltem Entsetzen auf Hridays Zügen. „Nein, nur nicht Mandodari“, rief er. Irgendwie erinnerte er sich dunkel, wer diese „Mandodari“ gewesen sein konnte. War da nicht die Stimme der Mutter an dem heißen Nachmittag, als die Sonne sich in schrägen langen Lichtpfeilen über den Fußboden aus gestampfter Erde ergoß. Es roch nach Sauberkeit, die Tauben gurrten... und die Stimme las im Sing-Sang Geschichten aus dem ‚Ramayan‘ – und war Mandodari nicht in einer dieser Geschichten?

„Und außerdem“, sagte er kühn, „kein Mädchen wäre gerne die Frau von einem so bösen Kerl wie Ravan.“

„Wie recht Sie doch haben“, lachte sie, und daß sie gleicher Ansicht waren, brachte sie einander näher, „kein Mädchen hätte das gerne!“

„Hätte was nicht gerne? Den Namen oder mit einem bösen Mann verheiratet zu sein?“ (Du lieber Gott, er begann bereits, sich dafür zu interessieren, was sie

dachte... dieses Geschöpf aus der verlorenen Welt des respektablen Mittelstandes, das er eben erst kennengelernt hatte!)

„Beides. Der Name mißfällt mir, und wie kann man einen bösen Mann gern haben?“ Die Frage war eine bloße Aussage. „Ich weiß nicht, aber böse Menschen sind auch Menschen, nicht wahr? Und sie müssen auch leben, nicht wahr? Und essen. Und was meinst du überhaupt mit böse?“

„Böse?“ Sie dachte nach, eine tiefe Furche formte sich auf ihrer jungen Stirn mit dem roten Fleck. „Also wie Ravan eben“, sagte sie. Sie lächelte vertrauensvoll und triumphierend, mit einem Schatten von unbewußter Koketterie und bewußter Schüchternheit, als sie hinzufügte: „Anderer als Sie. Sie sind ein guter Mann, ein sehr guter, weil Sie sich meiner angenommen haben und mir helfen!“

Er hätte sich am liebsten selbst einen Fußtritt gegeben, zur Strafe, und sie hätte

er am liebsten erwürgt dafür, daß sie ihm dieses seltsame, gänzlich neue Gefühl der Schwäche gab. Warum konnte er ihr nicht einfach das Halsband wegnehmen und verschwinden? Er hätte dieses Wort nicht sagen sollen, die Hungerpein begann wieder, und der Duft von heißen gebratenen Fleischbällchen aus einem Laden mit Speisen aus dem Pundschar überwältigte ihn fast.

„Essen wir“, sagte er und wurde fast willenlos dorthin gezogen, wo das Klappern der Teller wie Musik erklang.

„Die anderen – die anderen werden mich suchen!“ sagte Aruna. Es fiel ihr plötzlich voll Schuldbewußtsein ein, daß die „anderen“ sich ja auch Sorgen machten. „Komm nur, Aruna, ich bin hungrig.“ Als sie aber kam, und auch ihre müden Glieder und auch ihr hungriger Magen sich bei dem Gedanken an warmes Essen belebten, da blieb er beschämt stehen. Kein Geld. Nicht einmal ein einziges Naya paisa. Er war im Begriffe zu sagen: „Na so was, ich vergaß meine Börse zu Hause“ – als er gewahr wurde, daß sie bereits auf einem der grünen Blechsessel saß.

Sie sagte: „Ich habe Geld bei mir“, und drückte ihm einen kleinen Geldbeutel in die Hand. Darin war ein grünes Taschentuch mit zwei roten, gestickten Vögeln, in einen Zipfel geknotet einige Münzen und eine ganze Zwei-Rupien-Note. Der Stolz darüber, daß sie für beide genug Geld hatte, spiegelte sich in ihrem Gesicht und war so liebenswert, daß Hriday sich schnell abwandte, um für sie beide zu bestellen.

Sie aßen. Ein neues stummes Bündnis erwuchs zwischen ihnen, denn auch Aruna war ja hungrig – sogar sehr. Hriday sah ihr zu. Bimlie aß ganz anders, sie warf große Reiskugeln in den grellgeschminkten Mund und schlürfte hörbar den Fleischsaft. Diesem seltsamen Wesen hier beim Essen zuzusehen aber war ein Vergnügen.

„Nun, jetzt bin ich wieder stark genug, um schnell zu gehen und meine Leute zu suchen“, sagte sie, als der Schmaus zu Ende war. Er aß noch, und sie fügte eilig hinzu: „Essen Sie nur in Ruhe bitte, essen Sie nur...“ Wieder klang die Saite irgendwo an. Jemand hatte genau das zu ihm gesagt, vor vielen Jahren, in der Hütte. Der Gedanke daran tat ihm weh.

Endlich erhoben sie sich. Er sagte ungeschickt: „Ich muß Ihnen Ihr Geld zurückgeben...“ (Wozu sagte er das?) Sie aber zeigte mit dem Finger auf eine der Buden, aufgeregt wie ein Kind: „Schau, Dada, Bruder, schau doch, der Zauberer! Schau, er hat das Feuerschwert geschluckt, ach!“ Hriday war wie betäubt. Sie hatte ihn „Dada“ genannt, „großen Bruder“. Nein, er mußte sich verhöhrt haben. Und bevor er begann, sich noch närrischer zu benehmen, mußte er das Halsband von diesem idiotisch dünnen Hals nehmen und verschwinden. Und zwar jetzt, wo wenigstens für den Augenblick sein Hunger gestillt war. Seine Finger in der Tasche strafften sich wie geübte Akrobaten, die im Begriffe sind, sich abzuschneiden.

„O Dada, könnten wir nur für einen Augenblick stehenbleiben und zusehen? Bitte!“ Sie zupfte an seinem Ärmel, ihre Augen leuchteten wie tausend Feuerwerke, und die Zöpfe auf ihrem Rücken schlangen vor Erregung. „Ich habe Zauberei so gerne!“



Der Mann mit hundert Namen

Fortsetzung von der vorigen Seite

Hriday blieb stehen. Sie sahen eine Menge Tricks, die Aruna sanfte „Ahs“ und „Ohs“ des Staunens und der Ver-zückung entlockten. Bald aber wurden sie von Rufen und Tumult aufgeschreckt – eine Frau jammerte, und ein Mann rannte davon.

„Aufhalten! Haltet den Dieb!“ Ein kleiner Wirbelwind huschte an ihnen vorbei. Es gab große Aufregung und rauhes, herz-loloses Gelächter. „Geschieht der Närrin recht, wenn sie soviel Schmuck trägt, das fordert die Taschendiebe geradezu her-aus!“ sagte jemand.

Diebe. Taschendiebe. Aruna war zurück-gewichen und erblaßt. Mit Schrecken und einem seltsamen Gefühl wie nach schwe-rem Wein und der Erinnerung an den Duft der zahllosen Blumen, die in einem fernen Leben blühten, wurde Hriday sich klar darüber, daß sie seine Hand hielt. Mit ihrer furchtsamen, flatternden kleinen Hand die seine krampfhaft drückte. Der Augenblick des Zaubers ging vorüber. Sie zog die Hand zurück – oh, nicht etwa verlegen, sondern um die Schließe ihres Halsbandes zu öffnen. Sie reichte es ihm und sagte: „Bitte, nimm es zu dir, Dada. Es ist nicht ratsam, die Diebe mit Gold anzulocken, wie der Mann vorhin sagte. Bei dir ist es sicher, und ich kann unbe-sorgt alle Dinge anschauen, während wir meine Leute suchen. Wenn du es ein-steckst, ist es sicher.“

Da war es. Er hielt es in der Hand. Glit-zernd, noch warm von ihrem Körper – und ebenso willkommen wie eine Giftschlan-ge. Wieder stieg die Wut in ihm auf, gegen sie, dieses schlanke Wesen mit den Re-haugen, das ihn „Dada“ rief und ihn für gut hielt, das mit Vertrauen an ihm hing und somit die Werkzeuge, mit denen allein er sich sein Leben verdienen konn-te, allen Willens und allen Zweckes be-raubte – seine starken, geschickten Finger.

Er haßte sie, weil sie nicht so war, wie Bimlie. Das war die Art Frau, mit der er sich auskannte, so wie Frauen eben waren, nicht wahr? Bimlie würde ihm nicht einmal den Bruchteil eines Anna anvertrauen, die nicht. Hart, unflätig schimpfend, wenn man sich ihr wider-setzte, gierig, schamlos und die Männer verspottend, die sie doch brauchte, um Essen kaufen zu können. Er wandte den Kopf und blickte auf die andere Art, die die höhnischen Götter ihm angehängt hatten. Auf die vollkommen andere Art.. Zwei Kerle kamen vorbei, in Nylonjacken und nach Pomade duftend, die Zigaretten hingen ihnen nachlässig von den Lippen. Einer von ihnen schaute Aruna interes-siert an und streifte sie absichtlich mit einem schmierigen Grinsen. Sie erbleich-te, als sie den frechen Blick empfing, und als Hriday aus dem Augenwinkel ihr ver-ängstigtes Gesicht sah, flammte der Zorn in ihm auf wie ein Blitzlicht, er hing plötz-lich an der Kehle des Missetäters und schlug zu. „Wie wagst du es...“

„Verzeihen Sie. Ich habe Ihre Frau nicht absichtlich gestoßen... es war ein Miß-verständnis... Verzeihung...“ bat der Mann.

Sie ließen ihn laufen und setzten ihre Suche nach den „anderen“ fort. Aber die gedankenlosen Worte „Ihre Frau“ hatte eine peinliche Entfremdung zwischen ihnen herbeigeführt. Das Mädchen hatte sich plötzlich in sich selbst zurückge-zogen, ihre unschuldige Fröhlichkeit und Natürlichkeit waren dahin. Sie war plötz-lich, ohne daß sie sich darüber hätte Rechenschaft ablegen können, eine Frau geworden. Eine schüchterne Frau, die sich in der Gesellschaft eines fremden Mannes nicht sehr wohl fühlte.

Aber beim Anblick der roten Armbänder mit den glitzernden Steinen schmolz die Schüchternheit bald, und das Kind in der halberwachsenen Frau kam wieder zum Vorschein: „Schau, Dada! Gerade das, was ich gesucht habe! Aber ich habe kein Geld mehr übrig, und es wird spät – die müssen vor Sorge schon halb verrückt sein! Aber einmal hoffe ich doch, sie mir zu kaufen, sie sind die hübschesten Dinger, die ich je gesehen habe.“ Sie seufzte, und sie zogen weiter: der Ta-schendieb mit dem anvertrauten Hals-band, das Mädchen mit der schweren Last der Trennung von den Ihren, die sie nun schon hart zu drücken begann.

Sie war jetzt sehr mutlos und dem Wein-nen nahe. Er war wütend auf sich selbst, aber um sie vom Weinen abzuhalten, schwatzte er vor sich und zeigte ihr alle möglichen Dinge, als sie sich müde so dahinschleppten. Er hörte auch ihre ganze Lebensgeschichte. Vom Vater, dem die Verheiratung seiner beiden älteren Töch-ter Schulden und ein Magenleiden einge-tragen hatte. Und nun hatte er weitere große Sorgen... Aruna errötete und hatte den traditionellen Anfall von Schüchternheit, den alle indischen Mäd-chen erleiden, wenn von ihrer eigenen Heirat die Rede ist – „... diese Familie wollte also fünfundzwanzig Tolas Gold-ornamente mit der Mitgift, fast ein Viertel-pfund...“

„Lumpen“, sagte Hriday überrascht, und diesmal meinte er es ernst. Dieses kleine herzförmige Gesicht mit den von Sanft-

eine Frau im Staub saß und hoffnungslos und gleichmäßig schluchzte.

„Mutter, Mutter, Großma, ich bin hier! Ich bin hier! Weine nicht, Mutter, ich bin hier!“

In Hridays Kopf herrschte eine furchtbare Verwirrung, als er mit dem Halsband in der Tasche spielte. Jetzt könnte er ruhig weggehen und in der Spielhöhle dann er-zählen, wie leicht dieser Fang gewesen war – und dabei könnte er ein Glas vom guten starken Reisbier trinken... Die Gauner würden ihm natürlich nicht glauben, daß ihm ein Mädchen das Halsband gegeben hatte, um es „sicher zu ver-wahren“! Sicher? O Mutter Kali und alle bösen Geister, wie komisch das doch war!

Aber Aruna war bald wieder an seiner Seite. Sie hatte wieder von ihm Besitz ergriffen, zog ihn nach vorne und sagte: „Da ist er, mein Dada, der mich zurück-brachte, mir zu essen gab“ – vergessend, daß sie dafür gezahlt hatte – „und nun hat er euch gefunden, nachdem er im Osten, Westen, Süden und Norden ge-sucht hat. O Mutter, und jetzt weine aber nicht.“

„Ich weiß wirklich nicht, was einem jun-gen Mädchen, wie du es bist, alles hätte passieren können, wenn es diesen guten Menschen nicht gegeben hätte. Dein Onkel hat die Polizei verständigt“, sagte die Großmutter. Sie gab offenkundig Aruna die Schuld an den Ereignissen, nicht dem Elefanten. „Schiva wird dich segnen, mein Guter“, sagte sie dann.

stürzen wollen, aber statt dessen gab es Arunas Mutter. Und dann, während die ganze Familie verwundert zusah, rannte er davon wie ein Kind, das Ge-spenster gesehen hat.

*

Heute war Bimlie besserer Laune. Die Nacht verging nicht mit Leuchtkäferchen als einzige Beleuchtung, sondern unter dem hellen Gaslicht und mit rasselnden Würfeln.

Aruna? Sie war nicht in seinen Gedanken, sondern eine schmerzende Stelle in sei-nem Herzen. Mit Hilfe von billigem Wein und Gelächter würde er diesen Schmerz leicht vergessen... indem er vier Anna auf jede Karte setzte... so würde er die kleine Hand vergessen, die vertrauens-voll in seine schlüpfte, und die müde Güte in den Augen der Mutter...

Bald kam der Morgen. Er wusch sich an einem Hydranten auf der Straße und ging zu seinen Geschäften nach. Er hatte Bimlie eine Menge versprochen. Seine Finger waren leicht heute, aber er stand noch nicht ganz sicher auf den Beinen.

Ach, er hatte ja vergessen, ihre Adresse zu verlangen... es tat wohl nichts zur Sache – aber der Gedanke schmerzte ihn so sehr, daß er ausglitt, als er nach einem erfolgreichen Taschendiebstahl aus dem Autobus schlüpfte. Ein anderer Bus donnerte daher, und die Bremsen kreischten, aber es war zu spät, und er ging über seinen Körper.



mut und Unschuld überschatteten Augen, dieses kindliche Lächeln, das sollte doch für jeden Mann genug Reichtum sein. Du lieber Gott, woran dachte er denn? Er gab sich zuzusagen innerlich einen Fußtritt und bemühte sich, an seine Spießgesel-len bei Bimlie und Suraiya zu denken, die von ihren Erfolgen prahlten, während er hier von einem winzigen Mädchen sinn-los herumgejagt wurde und dabei ihr goldenes Halsband in der Tasche trug.

Und dann hörte er, wie sie plötzlich inne-hielt, von ihrer Lieblingslehrerin zu er-zählen und, die Umstehenden stoßend, davonraste. Sie stürzte mit Freudentränen und wilden Rufen auf eine alte Dame zu, die niedergeschlagen auf einer umge-drehten Kiste saß, gerade vor dem Stand des Wunderdoktors – „Zauberkur für alle Übel“... Ihr zu Füßen saßen zwei müde Kinder und in einer Entfernung eine juwelengeschmückte junge Frau, die ein anderes schläfriges Kind hielt, während

Sie wischte eine verstoilene Träne ab. Die hübsche Tante warf Hriday einen dankbaren Blick zu, die verbitterte einen mißtrauischen. Er blieb stumm, bis er die Augen der älteren Frau, Arunas Mutter, auf sich fühlte. Sie war außerstande zu sprechen, die Stunden der Nerven-an-spannung und das Weinen hatten sie völlig erschöpft. Aber Hridays Herz erstickte ihn beinahe, denn auch dieses Gesicht war zerfurcht und müde, gedul-dig und gütig – die Güte und Süße aller verlorenen Dinge war in diesen Augen, und auf der Stirne trug sie das gleiche rote Zeichen wie damals seine Mutter. Plötzlich ertappte er sich dabei, wie er sich niederbeugte und die müden Füße von Arunas Mutter berührte. Sie streichelte wortlos und sanft seinen Kopf mit einem stillen Segen.

Dann nahm Hriday das Halsband heraus, ohne recht zu wissen, was er tat. In einem irren – oder vernünftigen? – Augenblick hatte er durch die Menge damit davon-

Die Polizisten konnten sich ein paar Scherze nicht verkneifen, als sie seine Taschen durchsuchten – die Taschen des bekannten Taschendiebes mit den hundert falschen Namen...

„Eine Zehn-Rupien-Note, eine Monats-karte für die Bahn, eine goldene Arm-banduhr, ein Füllfederhalter, zerbrochen... Aber was ist denn das, Ramu?“ fragte der Inspektor.

Ramu, der gebildete Schutzmann, war zu jung, als daß er nicht hätte lächeln müs-sen, als er sagte: „Das, Herr Inspektor, sind rote Armbänder aus Kunststoff.“ Niemandem fiel auf, daß auf dem kleinen Paket in Bleistift stand: „Für Aruna“.

(Deutsch von F. Thorn)

Illustrationen: Joachim Braatz

Ohne Psychologie geht es nicht

von Günther Hoppe

Das wurde einem Arbeitgeber durch das Landesarbeitsgericht Düsseldorf in seinem Urteil 3 Sa 103/64 bescheinigt. Ein Jahr vor Ablauf der dreijährigen Lehrzeit war das Lehrverhältnis am 1. Juni 1964 fristlos aufgelöst worden. Hiergegen erhoben der weibliche Lehrling bzw. seine gesetzlichen Vertreter Klage. Der Arbeitgeber wandte ein, der Lehrling habe von Beginn der Tätigkeit kein Interesse an der ordnungsmäßigen Durchführung des Lehrverhältnisses gezeigt. Die Interessenlosigkeit sei sogar soweit gegangen, daß der Lehrling auch den Berufsschulunterricht grundlos verläßt habe. Während der ersten zwei Lehrjahre sei der Lehrling in sämtlichen Abteilungen eingesetzt worden. Am Ende des zweiten Lehrjahres habe sich gezeigt, daß keiner der Ausbilder mit den Leistungen des Lehrlings zufrieden gewesen wäre. Der Lehrling sei der Meinung gewesen, daß alle Ausbilder gegen ihn vorgegangen wären. Er hätte auch bei jeder Belehrung das letzte Wort gehabt. Völlig unverständlich wäre, daß der Lehrling keinen Steno- und Schreibmaschinenunterricht besucht habe. Auf Befragen habe der Lehrling erklärt, daß er das nicht nötig habe. Auch mit dem Elternhaus des Lehrlings wäre keine Zusammenarbeit möglich gewesen. Der Lehrling habe alle Ausbildungshinweise auf die leichte Schulter genommen, weil er später ein Geschäft des Vaters übernehmen sollte. Allein ein Drittel der Ausbildungszeit wäre durch Krankheit verlorengegangen, auch sei der Berufsschulunterricht zu einem Drittel unterblieben. Allgemeine Interessenlosigkeit wäre die Folge gewesen. So habe sich der Lehrling auch geweigert Schnee zu schippen und sei auch grundsätzlich in seinen Äußerungen unwahr gewesen. Diese arbeitgeberseitigen Darstellungen wurden im wesentlichen von dem weiblichen Lehrling bestritten. Während schon die erste Instanz, das Arbeitsgericht, der Klage des Lehrlings stattgab, verurteilte auch das Landes-

Erst prüfen — dann starten

Der DGB gibt allen Schulabgängern und ihren Eltern Rat für die Berufswahl. In einer kleinen, buntillustrierten Schrift finden Sie Antwort auf viele Fragen in Sachen Lehre und Beruf. Der DGB stellt Ihnen diese Broschüre kostenlos zur Verfügung.



Gutschein ✂

für die Schrift „Erst prüfen - dann starten“ im DGB-Büro am Ort abgeben oder auf eine Postkarte kleben und senden an:

Deutscher Gewerkschaftsbund
 Bundesvorstand, Abtlg. Jugend
 4 Düsseldorf, Stromstr. 8

NAME

ORT

STRASSE

arbeitsgericht Düsseldorf den Arbeitgeber zur Fortsetzung des Lehrverhältnisses und machte hierbei folgende grundsätzliche Ausführungen: Das Lehrverhältnis könne nach Ablauf der Probezeit nur aus einem wichtigen Grunde fristlos oder vorzeitig gekündigt werden. Ein wichtiger Grund sei für das Lehrverhältnis jeder Umstand, der dem Vertragspartner die Fortsetzung des Lehrverhältnisses unzumutbar mache. Es müsse davon ausgegangen werden, daß das Lehrverhältnis ein Ausbildungs- und Er-

ziehungsverhältnis darstelle, da der Lehrling in der Regel, wie auch im vorliegenden Falle, ein in den Entwicklungsjahren stehender Mensch sei, der in jeder Lage der Leitung und verständnisvollen Führung bedürfe. Der Lehrherr trete deshalb im Rahmen des Berufsausbildungsverhältnisses den Eltern zur Unterstützung zur Seite und übernehme mit Abschluß des Lehrvertrages auch in dieser Hinsicht verantwortliche Pflichten. Grobe Ungehörigkeit reiche deshalb nicht ohne weiteres zur fristlosen Lösung des Lehrver-

hältnisses aus. Nach der Rechtsprechung könne nicht einmal ein Diebstahl des Lehrlings im Regelfall einen Entlassungsgrund darstellen, denn es sei in erster Linie Pflicht des Lehrherrn, den Lehrling zu erziehen. Fehler in den Entwicklungsjahren zeigten sich bei jedem Lehrling, so daß es Sache des Lehrherrn wäre, diese abzustellen. Was der Lehrherr vorgebracht habe, seien gewisse Nachlässigkeiten und Mängel in der Leistung des Lehrlings. Hier wäre es Aufgabe des Lehrherrn gewesen, durch eingehende Aussprachen mit den Eltern zu versuchen, einen positiven Einfluß zu nehmen. Dies sei jedoch nicht geschehen. Der Vorwurf, der Lehrling habe sich durch ein Minimum an geistiger Auffassungsgabe ausgezeichnet, könne nicht gehört werden. Solche Mängel müsse der Arbeitgeber schon während der Probezeit feststellen; während dieser Zeit hätte er die Möglichkeit gehabt, das Lehrverhältnis sofort zu beenden. Die dem Lehrling vorgeworfenen Fehler seien, wie die Zeugenvernehmung ergeben habe, bei jedem Lehrling vorgekommen. Der Prokurist habe noch wenige Monate vor der Entlassung den Eltern des Lehrlings gesagt, er könne über ihre Tochter nicht klagen. Wer einen Lehrling einstelle, müsse mit Fehlern der menschlichen Unzulänglichkeit rechnen in Anbetracht der Verschiedenheit der menschlichen Natur. Er könne nicht erwarten, den Idealtyp eines Lehrlings zu erhalten, sondern nur einen, der die im Lehrvertrag erforderlichen Leistungen erbringe. Die kleinen Vorfälle des täglichen Lebens, mögen sie auf Interessenlosigkeit oder einem gewissen Hang zur Lüge und dergleichen beruhen, seien nicht ohne weiteres ein Grund zur fristlosen Kündigung. Es gehöre auf Seiten des Lehrherrn ein gewisses Verständnis für die Psychologie des Lehrlings und eine Anpassungsfähigkeit zur richtigen Behandlung und Anleitung dazu, einen Lehrvertrag erfolgreich zu Ende zu führen. Hieran habe es der Lehrherr hier fehlen lassen.

Auch Jugendliche darf man nicht beleidigen

Manche Arbeitgeber und manche betriebliche Vorgesetzte glauben, sie könnten jugendliche Arbeitnehmer, weil sie sie „nicht für voll nehmen“, so sagt man doch im Volksmund, mit unflätigen oder ungehörigen Ausdrücken bedenkeln zu können. Solche Methoden darf man erst gar nicht einreißen lassen. Natürlich kann nicht jede Bemerkung im Arbeitsleben auf die Goldwaage gelegt werden. Ein rauher, aber herzlicher Ton ist nicht unbedingt vom Übel. Aber wie heißt es doch, „der Ton macht die Musik“. Die eine oder andere Bemerkung dieser Art wird dann nicht tragisch genommen, wenn das Gesamtverhalten eines Vorgesetzten gegenüber seinen Mitarbeitern sonst verständnisvoll, kollegial und aufgeschlossen ist. Anders liegt der Fall

aber, wenn der Vorgesetzte den „wildem Mann“ markieren möchte. Grundsätzlich gesehen sind jugendliche Arbeitnehmer genauso wie Erwachsene gegen Beleidigungen und dergleichen durch den Arbeitgeber oder Vorgesetzte durch verschiedenste gesetzliche Bestimmungen geschützt, d. h. sie können unter Umständen wegen eines solchen Verhaltens fristlos kündigen. In einem Betrieb war es zwischen dem Abteilungsleiter und dem Vater eines Arbeitnehmers zu einer Auseinandersetzung gekommen, in der der jugendliche Arbeitnehmer für seinen Vater Partei ergriff. In diesem Zusammenhang äußerte der Abteilungsleiter zu dem jugendlichen Arbeitnehmer: „Für mich sind Sie ein Lausbub, ein großer Lausbub.“ Der jugendliche Arbeitnehmer

kündigte daraufhin fristlos. Da der Arbeitgeber bei der Lohnabrechnung das dem jugendlichen Arbeitnehmer bereits gezahlte Urlaubsgeld einhielt, erhob dieser Klage, der das Landesarbeitsgericht Baden-Württemberg am 16. Februar 1966 - 4 Sa 80/65 - rechtskräftig stattgab. Das Gericht führt aus, daß der Arbeitnehmer die Arbeit rechtmäßig gemäß § 124 der Gewerbeordnung niedergelegt hätte, weil die Äußerungen des Abteilungsleiters eine grobe Beleidigung im Sinne dieser Bestimmung dargestellt habe. Beleidigungen, die so schwer seien, daß sie nach der Rechtsordnung für den Beleidiger strafrechtliche Folgen nach sich ziehen könnten, würden in der Regel den Arbeitnehmer auch berechtigten, kündigungrechtliche Konsequenzen zu ziehen. Etwas anderes könne nur

gelten, wenn besondere arbeitsrechtliche Gesichtspunkte eine weniger strenge Beurteilung angebracht erscheinen ließen. Zwar habe sich der jugendliche Arbeitnehmer in die Auseinandersetzung nicht einmischen dürfen. Dennoch hätte der Abteilungsleiter ihn nicht als großen Lausbuben abqualifizieren dürfen. Die fristlose Kündigung von Seiten des Arbeitnehmers wäre daher begründet, weshalb die Einbehaltung des bereits gezahlten Urlaubsgeldes gemäß den Vorschriften des Manteltarifvertrages nicht berechtigt gewesen wäre.

Günther Hoppe

Marokko: Das Land, aus dem Ben Barka

Im nordwestlichen Teil Afrikas liegt Marokko. Es umfaßt 500 000 qkm und ist damit doppelt so groß wie die Bundesrepublik. Seine 11 Millionen Einwohner bestehen zum größten Teil aus Berbern, den einstigen Ureinwohnern und Arabern, die im 7. Jahrhundert einwanderten. Sie brachten den islamischen Glauben mit, der bis heute Staatsreligion ist. Marokko hat im Lauf seiner Geschichte viele als Eroberer kommen und gehen sehen. Als letzte Franzosen und Spanier, die nach 46jähriger Herrschaft 1956 das Land verließen. Seitdem ist Marokko ein unabhängiges Königreich. Es wird seit 1961 von König Hassan II. regiert. Durch seine kargen Landschaften, die hohen Gebirgszüge des Rif und Atlas, Hamda und Sahara (Stein- und Sandwüste) können nur 10 v.H. des gesamten Bodens landwirtschaftlich genutzt werden. Trotzdem ist die Landwirtschaft mit dem Anbau von Südfrüchten, Getreide und Oliven und großer Viehzucht der bedeutendste Wirtschaftszweig des Landes. In den vergangenen Jahren kam es öfter zu Hungersnöten auf dem Land, wo 80 v.H. der Bevölkerung leben. Marokko verfügt über beträchtliche Bodenschätze, die jährlich etwa 400 Millionen DM einbringen. Verschiedene Erze werden abgebaut, die Phosphate machen ein Viertel der Weltproduktion aus. Die Industrie ist der schwächste Faktor der Wirtschaft. Einige chemische Produkte, Olivenöl, Kork, Textilien und Metall werden industriell bearbeitet. Auf diesem Gebiet ist erst der Anfang gemacht.

Am 29. Oktober vergangenen Jahres verschwand mitten im Herzen von Paris spurlos ein Mann: der marokkanische Politiker Ben Barka. Er gehörte einst zu den bekanntesten Nationalisten im Kampf um die Unabhängigkeit Marokkos gegen die französische Herrschaft. Und er war einer der führenden Köpfe des Istiqlal, der marokkanischen Unabhängigkeitspartei. Als die nationale Unabhängigkeit Marokkos 1956 endlich verwirklicht war, blieben die Demokratisierung und für das Volk so wichtigen Reformen aus. Die politische Entwicklung nahm einen konservativen, wenn nicht gar reaktionären Kurs, bei dem die Feudalherren, das gehobene Bürgertum und die Spitzen der Armee profitierten. Ben Barka wurde zum Fürsprecher des Volkes und damit zum entschiedensten Gegenspieler des jungen Königs Hassan II., der das politische Heft fest in der Hand hält. Seine hartnäckige Haltung zugunsten sozialer Veränderungen zwangen Ben Barka ins Exil nach Frankreich. Dort lebte er drei Jahre lang bis zu dem Tag, an dem er auf offener Straße entführt wurde. Seitdem ist der Oppositionsführer Ben Barka verschwunden. Dieser Menschenraub zog weite Kreise, bis in die höchsten Spitzen der französischen Polizei und der marokkanischen Regie-



rung. Vieles deutet darauf hin, daß zwei bedeutende Schlüsselfiguren marokkanischer Politik ihre Hand dabei im Spiel haben: Innenminister General Oufkir und sein Neffe, der Chef der Sicherheitspolizei. Bei aller Undurchsichtigkeit dieser Affäre aber scheint eines sicher. Die beteiligten Personen sind Werkzeuge der politisch Mächtigen in Marokko. Angehörige oder Beschützer jener Kreise, die ihre alten Privilegien um keinen Preis aufgeben wollen und bereit sind, diese auch mit den ungeheuerlichsten Mitteln zu verteidigen. Die verschiedenen Gesichter des heutigen Marokko spiegeln sich in seinen wenigen großen Städten am deutlichsten wider. In jeder finden wir ein Euro-

päerviertel mit allen Attributen unseres Zeitalters. Moderne Gebäude säumen breite Straßen mit Parkuhren, Leuchtreklamen, teuren Läden und modernen Hotels, doch hier lebt nur eine hauchdünne Schicht des Volkes. Unmittelbar neben Luxus und moderner Technik beginnt das Eingeborenenviertel, die Medina. Wir betreten eine Welt, die wir längst versunken glaubten. Tausende, ja Hunderttausende, leben hier auf engstem Raum. Die Fremdartigkeit ist überwältigend. Doch das sich gleichzeitig offenbarende menschliche Elend erschreckend. In den meist fensterlosen Lehmbauten leben alte Traditionen und strenge religiöse Auffassungen, sie weichen nur sehr langsam im Wandel

einer neuen Zeit. Menschen aller Hautschattierungen drängen sich durch die vielverzweigten Gassen in Schlafanzug und Djellabah, dem langen Kapuzenmantel, Fes und Turban auf dem Kopf. Tiefverschleiert die Frauen, allein ihre Augen sind unbedeckt. Auf ihrem Rücken ist das jüngste Baby festgebunden. Esel und Menschen schwanken unter großen Lasten. Selbst das alte Speichenrad vermochte in diese Enge noch nicht vorzudringen. An den Straßenrändern unzählige Bettler. Sie wiegen die Köpfe nach einem eigentümlichen Singsang, bitten lallend um ein Almosen. Erbarmungswürdige Gestalten, oft von entstellenden Krankheiten gezeichnet, hoffnungslos einem grausamen Schick-

sal preisgegeben. Gesundheitswesen und Altersversorgung sind unbekannte Begriffe hier.

In winzigen, dunklen Werkstätten ist das Mittelalter lebendig. Allen Vorübergehenden sichtbar entstehen hier fast alle täglichen Gebrauchsgüter. Schreiner, Schuster, Kupferschmiede arbeiten mit Werkzeugen und Methoden wie ihre Urväter. Verkaufen dürfen sie die Waren nicht. Der Händler diktiert ihnen den Preis zu niedrigen Lohn zu. So will es ein altes ungeschriebenes Gesetz. Fast überall arbeiten Kinder mit. In einer Teppichweberei sehe ich kleine Mädchen vom 4. Lebensjahr an. Ihre winzigen Finger knüpfen bei schlechtem Licht monatelang an einem einzigen Teppich, der in unseren Geschäften sündhafte Preise erzielt. Ein Hohn auf ihren Hungerlohn, mit dem sie das kärgliche Dasein ihrer Familie fristen helfen. In den Wohngassen der Färber werden alle Wollstränge in großen Bottichen gefärbt, ausgewrungen und zum Trocknen auf Holzstäbe gehängt, so daß die bunte Flüssigkeit auf uns heruntertropft. Und immer wieder mitten im Häusergewirr prachtvolle Moscheen, Gewürzmärkte, dunkle Basare, von arabischen Liedern und seltsamen Gerüchen erfüllt. In dunklen Winkeln hocken meditierende Gestalten. Der beste Wegweiser zu den Gerbern ist die Nase. Bis zu den Knien stehen Männer jeden Alters in Erdlöchern, die mit übelriechenden Gerblösungen gefüllt sind. Mit primitiven Handgriffen werden darin den glitschigen Häuten die gewünschten Eigenschaften beigebracht.

Glanz und Elend

Ist dies die geheimnisvolle Welt des Orient, bei deren romantischen Beschreibungen dem Leser prickelnde Schauer über den Rücken liefen? Gewiß, es gibt auch prunkvolle Paläste, prachtvolle Tore und Brunnen, wahre Triumphe der marokkanischen Handwerkskunst, die Tausendundeine Nacht auferstehen lassen. Doch dieser krasse Kontrast zwischen Glanz und Elend wirkt eher erschütternd und hat mit Romantik nichts zu tun.

Noch deutlicher wird dieser Kontrast in den Elendsvierteln am Rande jener Städte, in denen wenige Industriezweige langsam, sehr langsam wachsen. Diese Kanisterstädte wurden zur „Heimat“ Hunderttausender Arbeitsloser. Hunger und die Hoffnung auf Arbeit trieb die Ärmsten der Armen in Scharen aus ihren ländlichen Wohngebieten. Jahrtausendealte Feldbestellung und Analphabetentum verhinderten eine ertragreiche Ausnutzung des Bodens im Gegensatz zu den reichen Großgrundbesitzern, deren landwirtschaftliche Geräte und Methoden den modernsten Erkenntnissen entsprechen. Doch die Industrie hat genug Arbeitskräfte. Gute Facharbeiter, die dringend gebraucht werden, kann man nicht von heute auf morgen aus Analphabeten heranbilden. Nun vegetieren die Zugewanderten in Behausungen aus Wellblech, Lumpen, Steinen, Pappe, allem Abfallmaterial, das sich gerade fand. Sie wurden zur Brutstätte zahlreicher Krankheiten und revolutionärer Gedanken. Hier hat sich das Elend zu solcher Unerträglichkeit gesteigert, daß sogar die alte Lebensauffassung „Insch allah“ (wie Gott will) ins Wanken gerät, die sonst den gläubigen Moslem auch die schlimmste Lebenslage mit unvorstellbarem Gleichmut ertragen läßt.



Todesurteile gegen junge Gewerkschaftsführer

Glücklich dagegen alle, die eine Beschäftigung haben. Der durchschnittliche Tagesverdienst eines Arbeiters liegt bei 5 DM. Davon müssen meistens 10 Personen leben. Auf unsere Verhältnisse übertragen: 10 Personen müßten von 10 DM Tagesverdienst ernährt werden. Obwohl in den letzten Jahren große Anstrengungen gemacht worden sind, herrscht noch großer Mangel an Schulen und Lehrkräften. Zu den Schülern zählen oft Familienväter. Die junge Generation ist überwiegend sehr wissenshungrig, während die Alten meinen,

es genüge, den Koran zu kennen. Eine deutliche Wandlung vollzieht sich bei der marokkanischen Jugend. Sie bevorzugt nicht nur moderne Kleidung, sie versucht langsam, mit alten Traditionen zu brechen, die einer besseren Zukunft hindernd im Wege stehen. Das zeigen auch deutlich die jungen Mädchen, die sich immer heftiger und erfolgreicher gegen ihre alte, unterdrückte Rolle wehren. Doch den jungen, fortschrittlichen Kräften, die die so dringend notwendigen sozialen Veränderungen anstreben, steht ein harter und auch blutiger Kampf bevor. Das beweisen die in den letzten Jahren vollstreckten Todesurteile an jungen Gewerkschaftsführern.

Der König hat die alleinige Regierungsgewalt. Er ernennt die Minister und setzt sie ab. Die von ihm proklamierte Verfassung erlaubt zwar dem Parlament Mißtrauensanträge, die aber keinerlei Änderungen bewirken können. Wer sich für die Verbesserung der Lebensbedingungen des Volkes einsetzt, muß zwangsläufig an den Vorrechten der reichen Oberschicht rütteln. Welche Folgen das haben kann, zeigt das spurlose Verschwinden Ben Barkas. Es fragt sich nur, wie lange eine solche Politik erfolgreich bleiben wird. Ob sie nicht eines Tages sich selbst richtet?

Text und Fotos: Herta Arbert

Wir nannten ihn Joe

Von Willi Baumann

Niemand kann behaupten, daß unser Betrieb besonders interessant wäre. Etwas über dreihundert Beschäftigte, die Angestellten und Lehrlinge eingeschlossen. Auch sind wir in unserer Branche nicht sonderlich bekannt, etwa durch einen speziellen Markenartikel oder so etwas ähnliches. Nichts von alledem, was uns auszeichnen würde, und man kann mit gutem Gewissen von einem Durchschnittsbetrieb sprechen. Mag sein, daß es bei uns um einiges turbulenter zugeht als anderswo. Mag sein, daß in anderen Firmen das Verhältnis der Beschäftigten zur Betriebsleitung etwas persönlicher ist. Das alles sei unbestritten. Trotzdem wäre es ungerecht, wollte man von einem ausgesprochen schlechten Betriebsklima sprechen. Und schließlich haben wir auch noch einen Betriebsrat. „Damit von Zeit zu Zeit Betriebsversammlungen durchgeführt werden können“, wie unser Abteilungsleiter zu sagen pflegt.

Freilich gibt es auch bei uns hin und wieder Grund zur Aufregung. Mal hängt es mit der Arbeit zusammen, mal liegt es an einer unliebsamen Anweisung der Geschäftsleitung. Ein andermal kann schon ein mieses Mittagessen in der Kantine Gesprächsstoff liefern für drei Tage. Und natürlich gibt es auch die üblichen Eifersüchteleien zwischen den einzelnen Abteilungen. Das alles sind, wie gesagt, keine ungewöhnlichen Erscheinungen. So oder so ähnlich dürfte es wohl in jedem Durchschnittsbetrieb zugehen, und man kann ohne Übertreibung hinzufügen, daß so eine kleine Aufregung mitunter auch eine willkommene Abwechslung ist. Nicht so bei dem jüngsten Trubel, der buchstäblich den ganzen Betrieb durcheinanderbrachte. Vom Dachgeschoß bis in den Keller, vom Pförtner bis zum Direktor – das ganze Haus war kräftig am Schimpfen über das unerhörte Stück, das „die“ sich da geleistet haben.

Aber laßt mich die Geschichte der Reihe nach erzählen. Angefangen hat es damit, daß bei Manfred, dem Stift, die Abrechnung nicht stimmte. Nicht etwa in der Lohntüte, o nein. Er hatte wie üblich am Vormittag für die ganze Abteilung Einholungen gemacht – Brötchen und Bier, Leberwurst und Essiggurken, Zigaretten, Lotoscheine, und weiß der Kuckuck, was sonst noch alles bestellt wurde. Und als jeder seine Sachen hatte, da stellte sich bei der Abrechnung heraus, daß dem guten Manfred genau sieben Mark und dreißig Pfennig fehlten. Dreimal rechnete er seine Liste nach, von oben nach unten und zurück, fragte alle Beteiligten ob das Wechselgeld gestimmt hätte, und schließlich klapperte er alle seine Stammgeschäfte nochmal ab – die Differenz blieb. Das war bitter für Manfred, denn kein anderer als er selbst mußte für diesen Fehlbetrag aufkommen. An dieser Stelle muß ich zum besseren Verständnis einflechten, daß Manfred aus verschiedenen Gründen nicht sonderlich beliebt war in seiner Abteilung, und daß somit von dieser Seite keine Unterstützung zu erwarten war. Man kann sich un-

schwer vorstellen, daß Manfred sauer war – und wie! Drei volle Tage lief er mit einem Gesicht herum, als ob er einen halben Liter Weinessig getrunken hätte.

Das Wochenende kam, mit dem üblichen Familienausflug und den Bundesligaspielen, und bis zum nächsten Montag hatten die meisten den unerfreulichen Vorfall längst vergessen. Nicht so Manfred. Im Gegenteil, sein Ärger war eher noch größer geworden, denn die fehlenden Marker hatte er gerade am Wochenende bitter vermisst. Und so hatte er sich zu dem folgenschweren Entschluß durchgerungen, von Stund an keine Einholungen mehr zu machen. Vermutlich machte er sich keine rechte Vorstellung von den Folgen, die dieser Entschluß nach sich ziehen würde. Die erste Reaktion war Verblüffung und Ratlosigkeit, die alsbald in helle Empörung umschlug. Nein, was sich Lehrlinge heutzutage erdreisten! Sollte etwa eine ganze Abteilung wegen so eines Lümmels hungern? Zu guter Letzt würde dieses schlechte Beispiel auch noch in anderen Abteilungen Schule machen. So dachte man – und man dachte durchaus richtig. Denn alsbald stellte sich heraus, daß es gar nicht so einfach war, den Abtrünnigen zur Raison zu rufen. Auch Manfred war nicht auf den Kopf gefallen. Gleich am Montagmorgen hatte er den Betriebsrat aufgesucht und um Rat und Unterstützung gebeten. Die Antwort hatte ihn offenbar in seinem Entschluß noch bestärkt, denn Manfred blieb hart, wie man so schön zu sagen pflegt. Ja schlimmer noch: die Stifte der meisten anderen Abteilungen, die die gleiche „ehrenvolle“ Aufgabe hatten, schlossen sich tatsächlich diesem wilden Streik an. Die Aufregung war unvorstellbar. Helle Empörung allenthalben. Schlagworte von der verdorbenen Jugend von heute wurden hervorgekramt, und überhaupt war man sich einig darüber, daß so ein Verhalten einfach unerhört sei. „Zu unserer Zeit hätte man sich so etwas erlauben sollen... naja, und was dann so im allgemeinen folgt, dürfte jedem geläufig sein. Kurzum, es war ein regelrechter Skandal aus der Sache geworden. Schon zwei Tage danach ereignete sich wieder etwas Ungewöhnliches. Zumindest für mich wares neu, daß eine Jugendversammlung im Betrieb durchgeführt wurde. Ehrlich gestanden, ich hatte keine Ahnung davon, daß es so etwas überhaupt gibt und wofür es gut sein sollte. Und so harpte ich mit einiger Spannung der Dinge, die da kommen würden. Und sie kamen. Überraschung Nummer eins: Bei uns existiert ein Jugendvertreter! Davon hatten nur die wenigsten von uns Lehrlingen bis zu diesem Tag etwas gewußt. Zwar kannten wir Rolf von den gemeinsamen Pausen her, und es mag dem einen oder anderen auch aufgefallen sein, daß er über viele Dinge im Betrieb gut Bescheid wußte. Aber Jugendsprecher, das war neu. Überraschung Nummer zwei: Der Betriebsrat war persönlich



Foto: Clique/Bauer

anwesend und gab in einer schwungvollen Rede bekannt, daß er mit der Geschäftsleitung eine Abmachung getroffen hätte, daß ab sofort in allen Abteilungen von den Lehrlingen keine Besorgungen mehr gemacht werden. Das war tatsächlich ein Knüller. Was keiner von uns ernsthaft geglaubt hatte, war nun doch gelungen. Für die Einholungen sollte, wie wir weiter zu hören bekamen, jetzt jemand eingestellt werden. Außerdem erzählte der Betriebsrat noch eine Menge über Vorschriften, die es geben soll für die Berufsausbildung, über ein Jugendarbeitsschutzgesetz und über den Lehrvertrag, den schließlich jeder von uns hätte. Ehrlich gestanden, viel habe ich von alledem nicht kapiert, aber eines ist uns allen klargeworden, daß in Zukunft so manches anders würde. Zuletzt hat dann Rolf noch versprochen, daß er sich auch mehr als bisher um uns kümmern wollte.

Anschließend wurden wir noch gefragt, wie die Beschäftigung der Lehrlinge in den einzelnen Abteilungen aussieht. Jetzt, nachdem wir Vertrauen gewonnen hatten, erzählten wir frisch von der Leber weg. Ich muß schon sagen, das war eine muntere Ansammlung von „Nebengeschäften“, die hier ans Licht kam. Bei den besagten Besorgungen fing es an. Es ging weiter mit Botengängen und Kelleraufräumen bis hin zum Autowaschen. Den Vogel hat unbestritten Erich abgeschossen. Er wußte zu berichten, daß er einmal zwei Wochen lang mit dem Autofahrer unterwegs war, als dort ein Mann wegen Krankheit ausfiel. Kopfschütteln bei Rolf, schriftliche Notiz beim Betriebsrat – und dann folgte Überraschung Nummer drei: Erich, der alles mit großem Eifer erzählt hatte, stand noch einmal auf und sagte, daß der Betriebsrat in seinem Fall nichts unternehmen möchte, denn er hätte das alles freiwillig und gerne getan. Das Ausliefern habe ihm Spaß gemacht und wäre eine willkommene Abwechslung gewesen. Leise fügte er hinzu, daß er auch weiterhin die Einholungen machen werde, das hätten sie schon alles abgesprochen in der Abteilung. Sprach's, und setzte sich schnell wieder hin.

Ich will es euch ersparen, jetzt in allen Einzelheiten zu schildern, welche Diskussion sich anschließend abgespielt hat. Selbst als die Versammlung schon aus war, da ging es zwischen Erich, Rolf und dem Betriebsrat noch in dessen Büro weiter. Alle waren verblüfft, wie hartnäckig Erich seine Meinung immer wieder vertreten hat, und das hat mir ehrlich gestanden mächtig imponiert. Auch wenn ich selbst anderer Auffassung war. Beinahe hätte ich vergessen zu sagen, daß wir Erich immer nur Joe nannten. Keiner wußte so recht, woher dieser Name eigentlich kam, ich glaube, sogar Joe selbst konnte es sich nicht erklären. Wie dem auch immer sei – für uns war er eben der Joe, und es wäre keinem eingefallen, ihn je anders anzusprechen.

Nun, die Angelegenheit war mit der geschilderten Jugendversammlung natürlich noch nicht ausgestanden. Wie schon gesagt, Joe war auch in den kommenden Tagen nicht davon abzuhalten, weiterhin die Besorgungen zu machen. Und es bewegte ihn gar nicht, als gegen Ende derselben Woche noch jemand eingestellt wurde zu diesem Zweck. Er war sich der Unterstützung durch seine Abteilungskollegen gewiß, und so sprachen alle Anzeichen dafür, daß man sich damit abgefunden hatte. Aber erstens kommt es anders als man zweitens denkt, heißt es im Volksmund. Eine Weisheit, mit der auch Joe schnell Bekanntschaft machen sollte. Das kam so.

Der besagte „Jemand“, der neu eingestellt wurde, war zur allgemeinen Überraschung eine „Sie“. Und was alle anderen zusammen, wir Lehrlinge, Jugendvertreter Rolf und der Betriebsrat zusammen nicht fertiggebracht hatten, das schaffte „Sie“ ohne große Mühe. Es konnte nicht ausbleiben, daß sich Brigitte, so heißt die Neue, und Joe öfters mal begegneten. Sozusagen in „dienstlichen Angelegenheiten“. Sie hatte von seiner Dickköpfigkeit natürlich gehört und nannte ihn schmunzelnd „die Konkurrenz“. Joe, zuerst ein wenig verblüfft, dann aber schlagfertig wie immer, konterte sofort mit „Bäckerblume“. Und so war offensichtlich zwischen den beiden alsbald eine Freundschaft entstanden, die trotz der gegenseitigen Hänselei nicht verbergen konnte, daß auch Zuneigung mit im Spiele war.

Es kam, wie es kommen mußte. Eines Tages faßte sich Joe ein Herz und wollte Brigitte am Abend ins Kino einladen. Indes, er mußte erfahren, daß sie zusammen mit ihrem Bruder seit einiger Zeit eine Jugendgruppe der Gewerkschaft besucht, so auch an diesem Abend. Kurzentschlossen forderte sie Joe auf, er sollte doch mitkommen, da sei immer ein tolles Programm. Das ließ er sich nicht zweimal sagen, und als er hörte, daß auch Rolf kommen würde, da war die Sache abgemacht. Alles weitere läßt sich eigentlich ganz schnell erzählen. Die beiden gehören seither zu den zuverlässigsten Besuchern der Gruppe, und wenn gar eine Fahrt oder ein Wochenendausflug auf dem Programm steht, dann findet man sie ganz oben auf der Teilnehmerliste. Nebenbei gesagt: Das mit dem Einholen hat bei Joe eines Tages aufgehört, ganz still und heimlich. „Man will sich ja schließlich nicht gegenseitig Konkurrenz machen“, pflegt er zu sagen, und dabei grinst er breit.

Übrigens hat auch Rolf sein Versprechen gehalten. Regelmäßig besucht er uns am Arbeitsplatz, unterhält sich mit jedem einzelnen über seine Schwierigkeiten, über die Berufsschule, fragt nach dem Berichtsheft und noch hundert andere Dinge mehr. Ich muß sagen, seither haben wir Lehrlinge jede mögliche Unterstützung bekommen, und so manches ist in dieser Zeit besser geworden. Nur eines blieb bis zum heutigen Tag ungeklärt: wie Erich zu dem Namen Joe gekommen ist.



Diesmal waren es nur Mädchen

Und da noch ein Strich... Was mag es werden?

Leuchtend hell hebt sich das junge Grün der Laubbäume ab von dem Dunkel der Tannenwälder. Der Sollinger Wald nimmt einen großen Reisebus auf, in dem rund 45 Jugendliche, Mädchen und Jungen, drei ereignisreichen und erholsamen Wochen entgegenfahren. Soeben wurde die Weser bei Beverungen überquert, die hier weithin sichtbar die Bundesländer Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen trennt. Nach gut 2 Stunden Fahrt über Uslar, Northeim, Osterode erreicht der Bus Herzberg am Südharz.

Seit 1958 führt die Abteilung Jugend des DGB-Landesbezirks Nordrhein-Westfalen in Herzberg Freizeiten für erholungsbedürftige Jugendliche durch. Bereits 1954 wurde im Vorharz mit diesem neuen Zweig der Jugendarbeit begonnen. Diese Arbeit wurde nötig durch den schlechten Gesundheitszustand der Kriegs- und Nachkriegsjugend. Er ist schlecht geblieben, wie die Untersuchungen im Rahmen des Jugendarbeitsschutzgesetzes wie auch der Musterungsärzte zeigen. Zwei Dinge sind deshalb für den jeweils 21tägigen Aufenthalt so miteinander zu verbinden, daß eine sinnvolle und notwendige Einheit entsteht: die Erholung und das Erlebnis.

Herzberg, „die kleine Residenz“ genannt, ist wie geschaffen dafür. Es ist ein kleiner Ort von 13000 Einwohnern, unmittelbar am waldreichen Harz im flachen Kessel des Siebertals gelegen. Als imponierendes Bauwerk steht auf dem Schloßberg das über 900 Jahre alte Welfenschloß und gilt als Wahrzeichen der Stadt.

Doch auch unser Heim hat seine Tradition. Diente es einst als Hauptverwaltungsgebäude der 1739 ins Leben gerufenen Herzberger Gewehrfabrikation, so kann es heute junge Menschen aufnehmen, die der Erholung bedürfen.

Da die alten Baumeister noch nicht nach Quadratmeter bauen mußten, ist alles großzügig. Genau richtig, um einer fröhlichen Gemeinschaft lebendiger junger Menschen den „häuslichen Rahmen“ zu





Früh übt sich, wer Elefanten formen will.

◀ Der selbstentwickelte Film.

Nanu, wo bleiben denn die Jungens...?

geben. So kommt es, daß sich Tradition und Fortschritt begegnen. Die Tradition zeigt sich in einem wichtigen, langgestreckten innen und außen mit viel Holz verkleideten Landhaus, das von einem Park mit ebenso alten Bäumen umgeben ist. Der Fortschritt ist in der Einrichtung sichtbar. Untergebracht in Drei- und Vier-Bett-Zimmern steht den Jugendlichen ein Speiseraum, Aufenthalts- und Fernsehraum sowie ein Lesezimmer zur Verfügung. Darüber hinaus gibt es die notwendigen sanitären Einrichtungen, wie Wasch- und Duschräume. Alles ist zweckmäßig und solide eingerichtet. Doch wer mit der Gewerkschaftsjugend zur Erholung fährt, kann mehr verlangen. Es sind eine Bücherei, ein Ton-Schmalfilmgerät, Plattenspieler, Tonbandgeräte, Bildwerfer, Diareihen und ein Fernsehgerät im Hause. Für die sportliche Betätigung stehen Tischtennisplatten, Handballkörbe, Netze, Medizinbälle, Hand- und Fußballbälle und genügend Federballspiele zur Verfügung. Ferner gibt es eine mit modernsten Geräten eingerichtete Dunkelkammer, in der alle Schwarz-Weiß-Fotoarbeiten gemacht werden können. Somit kann jeder, der Lust und Laune hat, den verschiedensten Neigungen nachgehen. Zu bestimmten Freizeiten werden Fachleute verpflichtet, die den Interessierten Unterweisung in Modellieren, Malen, Zeichnen, Fotografieren, Dunkelkammertechnik und anderen Hobbys erteilen.

Der Einsatz all dieser modernen Mittel wird durch ein Betreuersteam angeregt und zum Teil auch wahrgenommen. Hinzu kommen gemeinsame Wanderungen, Ausgleichssport, Schwimmen und Baden. Eine Feuerzangenbowle wird in gemeinsamer Runde abgebrannt, und am zünftigen Holzkohlengrill werden auf Holzkohle Bratwürstchen gegrillt.

Auf einer Harzfahrt werden die schönsten Punkte des in der Bundesrepublik liegenden Harzes besucht. Zugleich erfahren die Jugendlichen auch die Bitternis der deutschen Teilung bei der un-

mittelbaren Berührung mit dem Eisernen Vorhang. Doch bei all den erlebnisbetonten Angeboten kommt die Erholung nicht zu kurz. Der Tages- und Wochenablauf ist ein Wechsel zwischen Bewegung und Ruhe. So kommt es, daß nach Ablauf einer Freizeit die Teilnehmer nicht nur viele erlebnisreiche Stunden gemeinsam verbringen, sondern auch gut erholt die Heimreise antreten.

Fotos: Udo Hoffmann

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bundesverlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln



Unruhige Zeit

Von Wolfgang Altendorf

Genug damit", sagte der Untersuchungsrichter, „mit Tränen kommst du bei mir nicht durch. Ich will haargenau wissen, wie es sich abgespielt hat, verstanden?"

Sie blickte zur Decke, dann nahm sie das Lineal und spielte damit. „Vor allen Dingen", fuhr der Richter fort, „will ich wissen, wer mit von der Partie war."

„Das kriegen Sie nie von mir 'raus, das brauch' ich auch nicht zu sagen. Das geht niemand etwas an." Sie sah ganz nett aus, etwas schmutzlig, aber das brachte ein solches Leben mit sich.

„Ich kann auch andere Saiten aufziehen", drohte der Richter. „Es ist nicht das erste mal, daß ich es mit Gören zu tun habe, wie du eine bist. Und es ist mir noch niemand von euch durch die Lappen gegangen. Was wird beispielsweise deine Mutter sagen, wenn sie erfährt, daß du hier in Untersuchungshaft sitzt?"

Sie blickte ihn zum ersten Male voll an. „Sie wird ihre Schreikrämpfe kriegen", antwortete sie.

„Schreikrämpfe?"
„Das ist so ihre Art. Wenn ihr etwas nicht paßt, wirft sie sich aufs Sofa und fängt an zu schreien. Wenn man das hundertmal erlebt hat, läuft man weg." Sie zuckte die Schulter. „Und wenn man wegläuft – irgendwo muß man bleiben."

„Da gibt es Heime..."
„Pah, Heime!" Sie lachte, aber es war kein gutes Lachen. „Die schieben einen wieder ab. Du hast eine Mutter, und bei der mußst du bleiben."

„Ist das nicht richtig?" fragte der Untersuchungsrichter.

„Was würden Sie machen, wenn Ihre Frau bei jedem bißchen Schreikrämpfe bekäme?" Sie sah ihn altklug an. „Sie würden's auch nicht lange aushalten, stimmt's?"

„Lassen wir dieses Thema beiseite. Du bist sechzehn, und jeder von uns hat sein Päckchen zu tragen. Vielleicht bekäme ich ebenfalls Schreikrämpfe, wenn ich dich als Tochter hätte", setzte er hinzu.

„Ich will damit sagen, daß ihr jungen Leute es euch nicht zu leicht machen dürft. Das ist nun mal deine Mutter. Sie ist so und nicht anders. Andere Mütter haben andere Fehler oder Eigenarten... Aber wie gesagt, das geht uns vorerst nichts an."

„Sie nicht, aber mich!"
„Wie seid ihr eigentlich auf die Idee gekommen?"

„Wir hatten Geld nötig."
„Geld nötig! – Wenn man Geld nötig hat", belehrte sie der Untersuchungsrichter, „arbeitet man."

„Dazu braucht man Papiere, Unterschrift des Vormunds – und was weiß ich alles noch. Außerdem hatten wir keine Lust dazu."

„Das wird wohl der Hauptgrund gewesen sein. Schön. Und weiter?"

„Peter hatte noch vier Mark..."
„Peter, welcher Peter?" fragte der Untersuchungsrichter hastig.

Sie lächelte spöttisch. „Irgendein Peter... Die hat er in den Spielautomaten gesteckt. Er bekam nichts 'raus, und er beschwerte sich, daß da jemand dran gedreht hätte... Sonst holt er immer das Doppelte von dem 'raus, was er einsetzt."

„Ohne daß er dran dreht, wie? Mir soll's egal sein. Und diesen Peter erwischen wir auch. Kam die Idee von ihm?"

„Das weiß ich nicht."

„Wieso nicht?"
Sie schloß die Augen ein wenig. „Die war plötzlich da, die Idee", sagte sie dann. „Da hat uns einmal so'n Jugendpfleger oder was Ähnliches in die Finger gekriegt. Der hat's mit der Moral gehabt

– junge Leute und Ideale! Alten Menschen helfen – Kohlen schleppen, Essen bringen – und so weiter und so weiter. Peter hat eine Schreibmaschine, wir haben uns Ausweise getippt – mit 'nem Stempel..."

„Ja, ja", murmelte der Untersuchungsrichter. „Jugendhilfsdienst... und niemand hat gesagt, daß das 'ne Schweinerei ist?"

„Ich hab's gedacht."
Der Richter blickte sie mißtrauisch an. „Tatsächlich?" fragte er dann.

Sie nickte ernsthaft. „Ich glaub', so was denkt man immer. Man ist's nicht gewöhnt, man ist weich... Wenn man sich dran gewöhnt hat, macht's einem nichts mehr aus."

„Dann besteht ja noch Hoffnung", sagte er und seufzte. Er dachte an seine Tochter. Sie war verheiratet, war glücklich und hatte eine behütete Kindheit hinter sich. Auch ihre Kinder würden aller Voraussicht nach glücklich sein. Darüber allerdings konnte man die Realität nicht ignorieren. Jedes Kind machte wohl seine unruhige Zeit durch, und da zeigte sich dann, was versäumt wurde in den langen Jahren von seiner Geburt an. Bequem-

lichkeit zahlte sich nirgendwo aus, und die Mutter dieses Mädchens da mit ihren Schreikrämpfen, wenn ihr etwas nicht paßte, war wohl zeitlebens zu bequem gewesen. Aber darüber hatte er in diesem Augenblick nicht zu befinden. Die Ordnung war durch das Mädchen da vor ihm am Tisch und ihre Kumpanen empfindlich verletzt worden. Das mußte geklärt und gehandelt werden... „Und mit diesen Ausweisen seid ihr dann losgezogen – von Haus zu Haus. Woher hattet ihr die Adressen?"

„Von der Wohlfahrt."
„So?"
„Wenn junge Leute alten Menschen helfen wollen..." Sie zog ein wenig den Kopf ein. „Und wir hatten auch nirgends Schwierigkeiten, im Gegenteil. Das ist ja modern."

„Das kommt doch überall – im Fernsehen und so. Wir sagten – guten Tag, wir kommen von der Jugendhilfe – können wir irgend etwas für Sie tun?"

„Und das zog immer?"
„Natürlich. So ein alter Mann oder so eine alte Frau... Wenn die Tür aufgeht, dann erwarten sie immer etwas, und wenn's dann heißt – Jugendhilfe..."

Illustration: Joachim Braatz

„Wieso eigentlich Jugendhilfe?" fragte der Untersuchungsrichter.

„Ich weiß auch nicht. Aber das klingt gut, oder?" Sie sah ihn ernsthaft an.

„Liebes Kind", begann er, winkte dann aber ab. „Dann seid ihr einkaufen gegangen für die alten Leutchen, nicht wahr?"
„So schnell nicht. Wir haben uns erst ein bißchen unterhalten. Die sind für jedes Wort froh!"

„Für jedes Wort", murmelte der Richter. „Und jedes Wort wurde teuer bezahlt. Und wie sollte es weitergehen – hast du dir darüber Gedanken gemacht?"

„Weitergehen, womit?"
„Mit den Alten. Hast du nicht daran gedacht, daß sie verhungern müssen, so ohne Geld?"

„Verhungern? Ist denn jemand verhungert?" fragte sie gespannt.

„Es ist niemand verhungert!", gab der Richter zu. „Die Wohlfahrt ist nach euch tatsächlich eingesprungen... Gewissensbisse also gab es nie?"

Es klopfte. Der Hauptwachmeister trat ein. „Da will Sie jemand sprechen", sagte er. Das Mädchen sprang auf, starrte zur Tür hin. „Peter!" rief sie.

„Das also ist Peter. Na, komm' mal her!", sagte der Untersuchungsrichter.

Er kam zum Schreibtisch, die Hände in den Taschen, den Kopf ein wenig zurückgeworfen. „Hat man dich geschnappt?" fragte der Untersuchungsrichter, obwohl er es besser wußte.

„Mich schnappt niemand", sagte er. „Ich bin freiwillig hier."

„Bist du denn verrückt!" erregte sie sich. „Ich hätte dich nie verraten, nie!" Sie umklammerte seinen Arm.

Er stieß sie zurück. „Das weiß ich. Deshalb bin ich hier. Die ist zu blöde", sagte er zu dem Richter. „Die kann überhaupt nichts aushecken. Wenn ich der sage – spring ins Wasser, dann springt sie, gleichgültig, ob sie schwimmen kann oder nicht, so blöde ist die!"

„Kam mir aber nicht so vor!" gab der Richter zurück und beobachtete den jungen Mann aufmerksam.

„Die blendet!" stieß er heraus und schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. „Aber im Kasten hat sie nichts. Die ist völlig willenlos. Wenn man sie einlockt, dann stimmt das nicht."

„Was stimmt nicht?" fragte der Richter. „Die ist Wachs in meiner Hand. Die macht alles, was ich ihr sage!"

„Was fällt dir ein!" rief sie und sah ihn wütend an. „Glauben Sie ihm kein Wort. Wahrscheinlich ist er betrunken."

Peter lachte. „Da sehen Sie, wie blöd die ist! Als ob ich so früh schon trinken würde. Ich trinke überhaupt wenig. Vielleicht mal'n Bier – und das schmeckt mir nicht. Also ich bin der Hauptschuldige. Ich hab die ganze Sache ausgeheckt. Die da ist nur mitgelaufen. Am besten, Sie schicken sie nach Hause, dann ist sie gestraft genug!"

Als sie beide wieder draußen waren, stand der Untersuchungsrichter am Fenster. Alte, hilflose Menschen waren um ihr bißchen Geld betrogen worden, auf eine böse, unsinnige Art und Weise. Da gab es nichts zu deuteln. Aber da stellte sich ein junger Mann freiwillig, nur um sein Mädchen herauszupauken. Er riskierte seine Freiheit, um ihr auf diesem merkwürdigen Wege zu sagen, wie sehr er sie liebte. Wie paßte das zusammen? Die beiden würden wenigstens für anderthalb Jahre hinter Schloß und Riegel kommen. Was dann? Würde sie erfassen können, was er für sie getan hatte? Was hätte aus ihnen werden können! War es wirklich zu spät? Gab es für sie keine Brücke mehr? Konnte man irgend etwas tun?



Ohne Literatur ist eine Gesellschaft tot

Endlich sind die vier Vorlesungen, die Heinrich Böll im Wintersemester 1963/64 als Poetik-Dozent an der Frankfurter Universität gehalten hat, erschienen. (Frankfurter Vorlesungen, Kiepenheuer & Witsch, Köln.) Wer Bölls Romane und Erzählungen kennt, wird dieses kleine Buch mit besonderem Interesse lesen. Auch auf die Gefahr hin, sie aus dem Zusammenhang zu reißen, möchten wir hier einige Gedanken Bölls den Lesern des „aufwärts“ bekanntmachen:

Die Worte „sozial“, „human“ dagegen werden in unserer Gesellschaft vermieden, unterdrückt, lächerlich gemacht: sie sind gesellschaftsunfähig, asozial, wenn sie ohne Anhängsel auftreten, ohne wissenschaftliche Deckung, wie sie in Worten wie Soziologie und Humanismus vorhanden ist, ohne politische Deckung, wie sie in einem Wort wie Sozialismus geboten wird. Wird außerhalb der genehmigten, durchorganisierten Wohltätigkeit irgendein humaner Zusammenhang zwischen dem Religiösen und Sozialen gesucht und gefunden – ich würde mich nicht wundern, wenn die Kirchen sich mit

einer atheistischen Gesellschaft verbünden würden, um eine Person oder eine Gruppe zu tilgen, die in bloßem Gottvertrauen sich nicht in Gesellschaft, sondern ins Humane begäbe.

Je mehr Macht, desto nichtssagender wird der Wortschatz, wortreich und nichtssagend...

Die Abneigung der Deutschen gegen Provinzialismus, gegen das Alltägliche, das eigentlich das Soziale und Humane ist, ist eben provinziell.

Die Politiker drücken sich, Kirchenmänner sind klug in der Öffentlichkeit – das unkluge, das wahre Wort erwartet man von Autoren, sprechen sie es aber aus, dann heult die Maschine der Demagogie wie eine Luftwarnsirene.

Die Deutschen sind ein bildungsverletztes Volk, diese Verletztheit schafft die günstigsten Voraussetzungen für Demagogie, sie schafft Bildungsstände, Reserven, Gereiztheiten.

Gehorchen darf ein Deutscher, muß er sogar – darf Türen schlagen, Wände einrennen, schießen, stechen, schlagen, marschieren, plündern. Doch nur für den Staat, versteht sich, nicht für sich, darf also nur aus unnatürlichen Motiven plündern.

Die Politiker bilden sich immer zuviel ein, wenn sie sich von zeitgenössischer Literatur – und das trifft nicht nur für unsere Epoche und nicht nur für Deutschland zu – gestört, in ihren löblichen Absichten gekränkt sehen. Was politisch oder sozialkritisch an der zeitgenössischen Literatur sein mag, ergibt sich aus dem jeweils vorkommenden Material.

Das Inhumane darf sich auf Befehlsnotstand berufen, das Humane scheint suspekt zu sein, weil es vom Befehlsnotstand keinen Gebrauch machte.

Es ist ja weder Zufall noch die böse Absicht zersetzender Intellektueller, mögen sie Atheisten, Nihilisten oder katholische Kirchensteuerzahler sein, daß sich die Bundesrepublik in der erzählenden Lite-

ratur, in der Lyrik und in der Publizistik anders darstellt, als es den Presse- und Wirtschaftsattachés angenehm ist.

Der für uns merkwürdige Stil eines Staates, dessen Alterspyramide ein recht wackliger Christbaum ist – in der Mitte hat er seine schwächste Stelle –, mehr Siebzigjährige als Vierzigjährige: das kann nicht standhalten, vertrauen Sie nicht darauf.

Wer Grund unter den Füßen haben will, muß viel mehr haben, als Literatur und Kunst ihm je werden bieten können.

Soweit es überhaupt noch eine Rechtfertigung des Humors in der Literatur gibt, könnte seine Humanität darin bestehen, das von der Gesellschaft abfällig Behandelte in seiner Erhabenheit darzustellen.

... denn ohne die Literatur ist ein Staat gar nicht vorhanden und eine Gesellschaft tot.

W

Besuch beim „Kürbiskern“

In Schwabing, dem Münchner Künstlerviertel, in dem immer weniger Künstler und immer mehr Touristen das Bild bestimmen, liegt die Wohnung von Frieder Hitzer. Es ist ein altes Haus, wie man es noch zur Zeit des letzten bayerischen Königs baute. Hier treffen sich in Abständen von einigen Wochen fünf junge Männer, um über den Inhalt, die Gestaltung und die künftige Planung einer vielversprechenden Literaturzeitschrift, namens „Kürbiskern“, zu beratschlagen. Die fünf bringen für diese Diskussion nicht nur guten Willen mit, sondern auch klare Vorstellungen, die sie in ihrer sonstigen beruflichen Arbeit erworben haben. Frieder Hitzer, um mit dem Gastgeber anzufangen, beherrscht die russische Sprache und verfolgt aufmerksam die sowjetischen Literaturzeitschriften, besonders den antistalinistischen „Nowo Mir“, in dem unter anderen Jewtuschenkos Gedichte veröffentlicht wurden. Außerdem kennt sich Hitzer gut in der Welt des Films aus. Er brachte auf diesem Gebiet bereits einige beachtliche Aufsätze und Dokumentationen heraus.

Der nächste im Bunde der Herausgeber braucht nicht ausführlicher vorgestellt werden, es ist nämlich Christian Geissler, der sich als Schriftsteller bereits einen Namen gemacht hat. Auch Yaak Karsunke, der als Chefredakteur vom „Kürbiskern“ fungiert, ist für viele in Bayern kein Unbekannter mehr. Er schreibt Beiträge für den Kulturspiegel des Bayerischen Rundfunks und daneben politische Lyrik. Hannes Stütz ist Kabarettist und Manfred Vosz Filmproduzent. Vosz drehte bereits zwei Kurzfilme, von denen der eine mit dem Titel „Die Grube“ sich mit der Verhaltensweise der Arbeitnehmer in der Bundesrepublik auseinandersetzt. Auch der zweite Streifen von Vosz wurde bereits von einem Verleih aufgekauft, obwohl – oder weil er sich hart mit der Praxis der 1/2-Groschen-Zeitungsverleger befaßt. Man kann sich also denken, daß die fünf bei ihren Redaktionskonferenzen ein



Von links nach rechts: Hannes Stütz-Yaak Karsunke (sitzend) und Frieder Hitzer. Foto: Horst Nußer

brauchbares Ergebnis erzielen. Hier gilt jedenfalls nicht das Sprichwort von den vielen Köchen, die den Brei verderben, sie würzen zwar den Brei recht scharf, aber doch genießbar.

Jedenfalls, die vier bisher erschienenen Ausgaben von „Kürbiskern“ sind gekonnt gemacht. Jedes einzelne Exemplar dürfte für den Literaturliebhaber ein besonderer Leckerbissen sein. Um diese Behauptung zu untermauern, kurz einen Überblick über Autoren und Themen: Martin Walser trat in der ersten Ausgabe mit einem selbst in der „Süddeutschen Zeitung“ als brillant gewürdigten Ehesketch hervor. Einige Seiten weiter konnte man einen Romanausschnitt von Christian Geisslers „Kalte Zeiten“ lesen. Daneben

gab es politische Lyrik von Erich Fried und eine gelungene Diskussion über die Bundeswehr zwischen Gammlern und einer Eisverkäuferin. Weitere Beiträge der ersten drei Bände, die noch eine besondere Erwähnung verdienen, sind: ein Teilabdruck von Heinar Kipphardts Drama „Joel Brand“; das Gespräch zwischen Frieder Hitzer und dem sowjetischen Meisterregisseur Michail Romm sowie eine Nachermittlung der erschütternden Auschwitzprozeß-„Ermittlung“ von Erwin Piscator.

Der vierte Band von „Kürbiskern“, der erschien Anfang Juni, birgt eine Fülle von Überraschungen. Zu nennen wäre einmal das Protokoll – überschrieben: Der lachende Mann. Der westdeutsche Major

Müller, hierzulande auch als Kongo-Müller bekannt, gesteht offen und schonungslos seine afrikanischen Urwaldabenteuer ein. Ferner untersucht Frieder Hitzer das Schlagergeschäft. Am Erfolgsbeispiel „100 Mann und ein Befehl“, dem Hit, der in den USA nicht nur Dollars einspielt, sondern auch die Wellen der Protestsongs brechen soll, wird die Manipulation auf diesem Gebiet verdeutlicht. Aus einem Briefwechsel, den Yaak Karsunke mit einem mitteldeutschen Schriftsteller führte, kann man aufschlußreiche Folgerungen über die Wertung und Stellung der Arbeiterliteratur diesseits und jenseits entnehmen. Überhaupt, „Kürbiskern“ bringt deutsche Literatur ohne Rücksicht auf Grenzen. Unbekannte Autoren der DDR kommen ebenso zu Wort wie junge, hoffnungsvolle Nachwuchsschriftsteller aus der Bundesrepublik. Daß auch drüben eigenwillige Lyriker leben, zeigt folgendes Beispiel von Günter Kunert:

Film – verkehrt eingespannt

Als ich erwachte
Erwachte ich im atemlosen Schwarz
Der Kiste. Ich hörte: Die Erde tat sich
Auf zu meinen Häupten.
Erdschollen
Fliegen flatternd zur Schaufel
zurück.
Die teure Schachtel mit mir dem
teuren
Verblichenen stieg schnell empor.
Der Deckel klappte hoch, und ich
Erhob mich und fühlte gleich: Drei
Geschosse fuhren aus meiner Brust
In die Gewehre der Soldaten die
Abmarschierten schnappend
Aus der Luft ein Lied
Im ruhig festen Triff
Rückwärts.

„Kürbiskern“ erscheint vierteljährlich und kostet mit seinen fast 200 Seiten DM 4,80

Jörg Wohlhüter

Pete Seeger

macht Mut mit seinen Liedern

Es gibt sicher Leute, die besser Banjospielen können als ich es kann. Ich kenne auch eine Menge, die besser singen und auch einige, die mehr Lieder kennen. Aber ich habe noch nie ein Publikum gehabt, das ich nicht zum Singen gebracht hätte. Wenn ich singe, dann singen die Leute immer kräftig mit, ich kenne das gar nicht anders!" Der Mann, der das von sich sagen kann, ist Pete Seeger. Eine der bemerkenswertesten Gestalten der US-Folkmusik, die auch bei uns immer mehr Anhänger gewinnt. Wer ist dieser Sänger, was ist das Geheimnis seines Erfolges, wie ist seine Story? In diesem Beitrag wollen wir versuchen, diese Fragen zu beantworten.

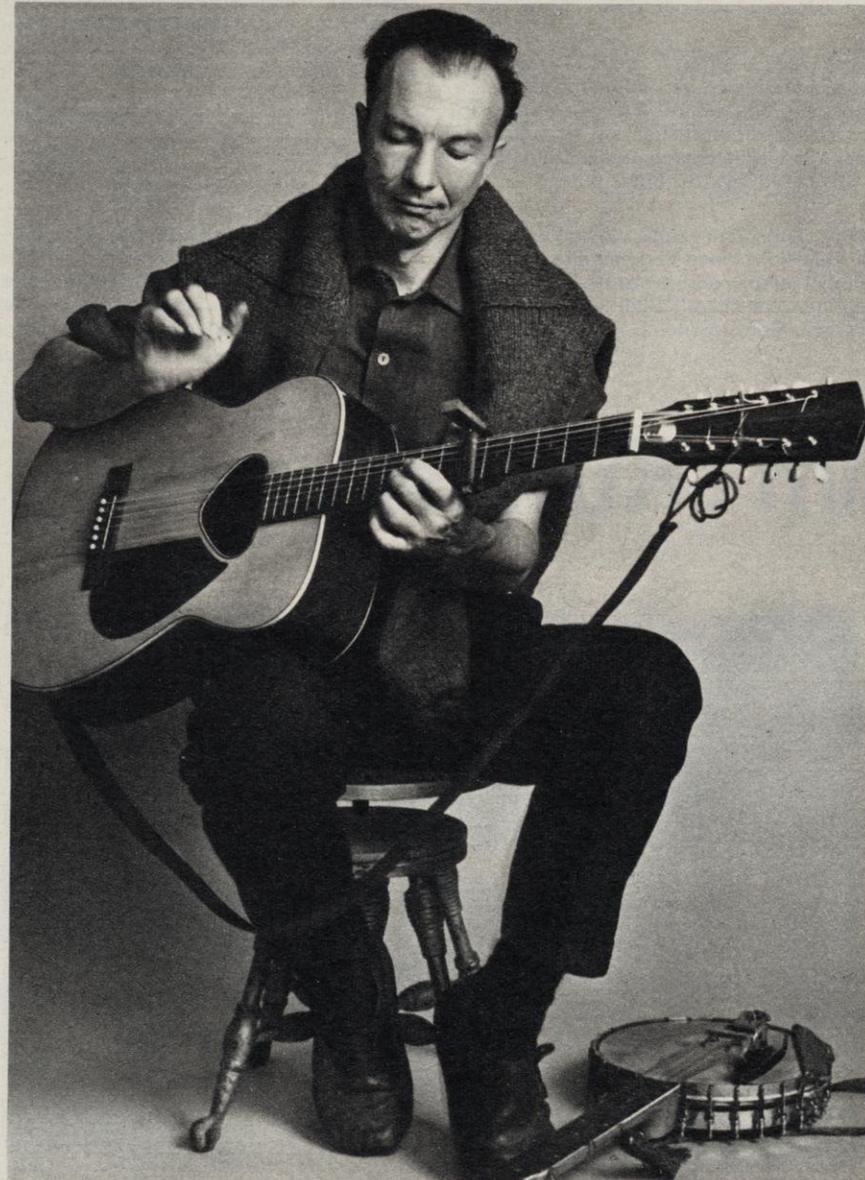
Pete Seeger ist kein Star im üblichen Sinn. Und dennoch ist er Millionen ein Begriff geworden. Seine Schallplatten findet man in keiner Musikbox, und dennoch werden seine Lieder von Zehntausenden gesungen. Er hat über 100 Auftritte in jedem Jahr. Die Zahl seiner Schallplatten ist unüberschaubar. Man findet ihn in der Carnegie-Hall ebenso wie in Versammlungshallen der Gewerkschaften. Er singt mit Studenten und mit streikenden Arbeitern, in kleinen Negerkirchen in Mississippi und Alabama und auf großen Folk-Song-Festivals. Mehr noch: er ist ein Weltreisender in Folkmusik.

Seine Reisen führten ihn nach Australien, England, Indonesien, Polen, in die Sowjetunion und nach Hawaii. Überall sammelte er neue Lieder, sang er seine Songs, überall begeisterte er die Menschen, die als Zuhörer gekommen waren und als „Mitsänger“ seine Veranstaltungen verließen. Pete Seeger ist ein Phänomen, er ist als Sänger wirklich einmalig. „Hierzulande gibt es heute Gitarren- und Banjospieler wie Sand am Meer“, schrieb vor einiger Zeit der „Miami Herald“. „Und eine ganze Menge Leute sagen einem, daß das alles nur daher kommt, daß Pete Seeger mithalf, diesem Land etwas wiederzubringen, was es verloren hatte: seine eigene Musik.“

Und Joan Baez, die berühmteste Sängerin auf der Folkszene, hat ausgesprochen, was viele empfinden: „Die meisten von uns verdanken Pete ihre Karriere“.

Pete Seeger wurde am 3. Mai 1919 in New York City geboren. Sein Vater war ein bekannter Musikwissenschaftler und seine Mutter eine bedeutende Violinlehrerin. Schon in der Schule spielt er in einer Band mit. Noch heute erinnert er sich an viele Schlager der damaligen Zeit, die ihm, wie er sagte, „ein Gefühl für Musik und Texte gaben“. „Aber“, so fügt er gleich hinzu, „es war nicht das, was ich suchte“.

Pete wollte Journalist werden und studierte an der Harvard-Universität. Einer seiner Mitschüler war ein gleichaltriger junger Mann mit dem Namen John F. Kennedy. Viele Jahre später besang Pete den Mord an seinem Bank-



Pete Seeger

nachbarn in einer Ballade. Den Anstoß, sich mit der Folkmusik intensiv zu beschäftigen, erhielt Pete Seeger mit 16 Jahren auf dem Asheville-Folk-Festival im Jahre 1935, zu dem ihn sein Vater mitgenommen hatte. Hier fand er, was er gesucht hatte: Folksongs! Von nun an war sein Lebensweg vorgezeichnet. Mit 19 Jahren verließ er die Uni und arbeitete bei Alan Lomax, dem damaligen Leiter des amerikanischen

Volksliedarchivs bei der Kongreßbibliothek.

Um diese Zeit kam er mit einigen Folksängern in Kontakt, die heute bereits legendäre Figuren sind: Woody Guthrie, Burl Ives und Leadbelly. Er trampelte durch die Staaten und lernte das Volk kennen, seine Lieder, seine Leiden, seine Kämpfe. Diese Schule des Lebens prägte ihn für sein späteres Leben mehr als der Unterricht an der Harvard-Universität.

In einem seiner vielen Liederbücher schreibt Seeger: „Die Menschen, von denen ich Banjospielen lernte, waren meist alte Farmer, Bergarbeiter und anderes schaffendes Volk... Oft konnten sie nur einige Griffe, die sie von ihrem Vater gelernt hatten. Aber was sie konnten, das konnten sie gut. Ich fand dort oft bessere Künstler als heute bei den Profis.“ Die erste Platte von Seeger war die „Pete Seeger-Story“. Der Untertitel lautete: „Ein Bäckerdutzend amerikanischer Balladen von drei Heiligen, vier Sündern und sechs anderen Leuten.“

Von 1942-1945 war Pete Soldat und sang in der Truppenbetreuung des „Special Service“. Als ihn sein kleiner Sohn nach dem Kriege einmal fragte: „Papa, was hast du eigentlich im großen Krieg getan?“ antwortete er: „Ich spielte einfach Banjo, mein Junge!“

Nach dem Krieg wurde Pete Seeger Mitglied der „Almanacs“, einer Gesangsgruppe, die durch ihre Lieder besonders den Aufbau der Gewerkschaften unterstützte. Mit ihm waren von der Partei: Woody Guthrie, Lee Hays und Millard Lampell u. v. a. Sie zogen durchs Land und machten mit ihren Liedern den arbeitenden Menschen Mut.

1949 gründete Seeger und sein Kumpel Lee Hays eine andere großartige Gruppe: „The Weavers“ (Die Weber). Ihre Lieder waren ein großer Erfolg, doch zog sich die Mannschaft das Mißfallen des anti-kommunistischen Senators McCarthy zu, dem diese revolutionären Lieder gar nicht gefielen. Den Webern war kein langes Leben beschieden, sie wurden wegen „unamerikanischem Verhalten“ aufgelöst, kamen auf die „schwarze Liste“ und konnten sich erst einige Jahre später wieder neu formieren.

Ende der fünfziger Jahre begann ein neues Kapitel. Seeger und Woody Guthrie schrieben es. Sie veranstalteten die ersten Folk-Music-Festivals, „Hootennanies“, und gaben ein Song-Magazin heraus (Sing Out), das bald so etwas wie die Bibel der amerikanischen Folksänger wurde.

Seeger und seine Freunde sangen zwar auch weiterhin die alten traditionellen Volkslieder der USA und anderer Länder, doch immer mehr schufen sie neue Texte und Melodien zu aktuellen Themen.

Seeger ist ein engagierter Sänger, sein Repertoire reicht von alten Arbeiterliedern (Casey Jones), Liedern der Textilarbeiter aus dem Süden, über Songs gegen den Krieg und die Freiheitslieder der amerikanischen Neger bis zu Balladen und Liedern der westindischen Walfängern, der Kriegsgefangenen in Korea und der Moorsoldaten in den deutschen KZ. Daneben auch Lieder aus dem spanischen Bürgerkrieg, Lieder aus Kuba und brandneue Lieder aus Tagesereignissen. Hier ist eine solche „aktuelle“ Weise, die auf die Melodie eines alten Kirchenliedes getextet wurde:

**Welch ein Freund haben wir im Kongreß,
der all' uns're Küsten beschützt,
und dreiviertel unserer Steuer
für die große Rüstung nützt.
Moderne Bomben befördern sicher
haufenweise Ruhm, Freude und
Entzücken,
welch ein Privileg alle die Toten,
die unser Geld getötet hat,
zu begraben.**

Weltbekannt wurde sein „Hammerlied“, das Trini Lopez zu einem Hit machte:

**Hätt ich einen Hammer,
Ich würde hämmern jeden Morgen,
Ich würde hämmern jeden Abend,
Wohl über das Land.
Ich hämmerte zur Warnung,
Ich hämmerte zur Mahnung,
Ich hämmerte für Liebe zwischen
Brüdern und den Schwestern,
Wohl über das Land.**

Wenn Pete auftritt, schlägt er das Publikum in seinen Bann. Er ist mehr als ein Sänger, er ist ein Erzieher, ein Bürger, der seine Mitmenschen durch seine Lieder zum Einsatz für eine bessere Welt mobilisieren will. Hier ein Bericht über einen seiner Auftritte in Newport bei einem Folk-Song-Festival:

„Dünn, lang und schlacksig kommt Seeger auf die Bühne, ein vernarbtes Gesicht von jener Häßlichkeit, die so sympathisch ist. Er intoniert eine Melodie, und 16000 Individuen werden auf einmal eine Gemeinschaft. Alle singen den Refrain mit, den er kurz ansagt, alle versuchen es besser zu machen, wenn Pete meint, mit dieser Art von Singerei sei es noch nicht weit her: Kommando zurück, und alles noch mal von vorn! Und dann klappt es, 16000 junge und noch jüngere Schwarze und Weiße fallen genau in der richtigen Sekunde ein...“

Dabei ist Seeger ein bescheidener, zurückhaltender Mensch. Er versteht es eben, sein Publikum mitzureißen, zu aktivieren. Befragt, wie er sich das „Mitgehen“ der Leute denn erkläre, antwortete er: „Auf meinem Programm stehen einfach eine Menge Lieder, die einfach nicht klingen, wenn die Leute nicht mitmachen!“

Wie das geht, kann man am besten auf einer Platte miterleben. Auf der CBS-BP, S 62 209 (18,—) kann man hören, wie er die Zuhörer in ein Lied einführt und sie dann zum Mitsingen bringt: Das hört sich dann so an:

Ein Freund von mir rief mich vor drei Wochen an, an dem Tag, als wir in den Zeitungen lasen, was in Birmingham los war, mit den Hunden und so. Und er sagte mir: „Pete, du mußt unbedingt kommen und es sehen, um es zu glauben. Die tanzen da unten. Ich weiß den Namen nicht“, sagte er. „Es ist etwas, was sie Wabble nennen. Und sie haben einen Song, der gehört dazu. Er fängt an wie ein Twist, und dann Schritt vor und wieder zurück... Und dann singen sie dieses Lied:



Marlene Dietrich machte Pete Seegers Lied „Sag mir, wo die Blumen sind“ weltberühmt.

**Ich hab' keine Angst
Vor dem Gefängnis.
Ich will meine Freiheit,
Ich will meine Freiheit.
Ich hab' keine Angst
Vor dem Gefängnis.
Ich will die Freiheit,
Jetzt!**

„Du mußt es selbst sehen, um zu sehen, wie es gemacht wird“, sagte mein Freund.

„Und der Reverend King ist da, und der gibt ihnen eine Lektion in der Kirche:

„Dies muß eine stille Demonstration sein heute! Keine Songs, keine Slogans, und falls irgendwelche Obszönitäten vom Straßenrand kommen, so werden diese nicht beantwortet! Bleibt immer in der Marschrichtung. Erst wenn du festgenommen wirst, dann kannst du wieder singen!“

„Und sie strömten aus der Kirche, mit feierlichem Anstand und still wie die Mäuse, die Straße hinunter, vielleicht mehrere Hunderte... Und dann kommt ein Polizist und schreit: Ihr seid alle verhaftet! Und dann geht's los:

**Ich hab' keine Angst
Vor dem Gefängnis.
Ich will meine Freiheit,
Ich will meine Freiheit.
Ich hab' keine Angst
Vor dem Gefängnis.
Ich will die Freiheit,
Jetzt!**

Dieses Beispiel für Einführung und gleichzeitiges Singen ist für Seeger typisch. Er erzählt, schildert, gibt eine kurze Einführung, erklärt den Leuten, wo und wie ein Lied entstanden ist, und unvermittelt, ohne Bruch, kann es dann losgehen.

Pete ist uns auch in Deutschland kein Unbekannter mehr. Sein Lied „Sag mir, wo die Blumen sind“ wurde durch Marlene Dietrich weit bekannt. Vom „Hammer-Song“ brauchen wir ja überhaupt nicht zu reden, den kennen fast alle.

Seeger ist ein Mann, der seine Lieder und sein Banjo als Waffe benutzt. Dadurch unterscheidet er sich wohlthuend von vielen modernen „Protest-Sängern“, die ihre Lieder nur im Studio singen, aber sonst ein gutbürgerliches Leben führen. Erst vor einigen Wochen konnten wir ihn im Fernsehen erleben. Es war im Rahmen einer Reportage aus Greenwood in Mississippi.

Dort bemühten sich die Neger um ihre Einschreibung ins Wählerverzeichnis. Auf dem Bildschirm war auch Pete zu sehen; er stand auf einem Grundstück, die Gitarre in der Hand, und sang das Lied von „seinem Hammer“ und wenig später „We shall Overcome“.

Bedenke, lieber Leser, es ist für die „Niggerlover“ aber sehr gefährlich, nach Mississippi zu gehen. Die Pistolen der Ku-Klux-Klan-Anhänger sitzen dort locker, und schon viele sind von einer solchen Reise nicht mehr zurückgekehrt. Pete weiß das nur zu gut, aber er nimmt dieses Risiko eben in Kauf. Das ist Pete in Aktion.

Um was es Pete mit seinen Liedern geht, das hat sein alter Kollege Woody Guthrie einmal so formuliert: „Ich bin darauf aus, Songs zu singen, die dir zeigen, daß dies hier deine Welt ist... Dabei spielt es keine Rolle, welche Hautfarbe oder Größe du hast, wie du gebaut bist. Ich bin darauf aus, Songs zu machen und zu singen, die dich stolz auf dich selbst machen und auf deine Arbeit!“

Daß ein solches Programm vielen Leuten unbequem ist, kann man leicht verstehen. Vor allen jenen, die glauben, Ruhe sei des Bürgers erste Pflicht. Und Lieder können eben Ruhe stören. Pete Seeger ist dafür Kronzeuge.

Horst Roos



Götterfigur aus Sandstein (143 cm hoch) vor dem Großfoto des Atitlan-Sees.

Kunst der Maya

Zeugen einer versunkenen Kultur

Die Indianer kannten sich am Sternenhimmel vortrefflich aus, sie hatten auch einen erstaunlich genauen Kalender, lange bevor man sich im alten Europa mit der Zeitrechnung auseinandersetzte – und sie spielten Ball. Aber das Rad und somit der Wagen waren ihnen fremd.

Im Jahr der Fußballweltmeisterschaft wird man natürlich zunächst an den Fußball denken; doch den gab es bei den Mayas nicht. Ihr Ballspiel war anderer Art. Der Ball wurde mit dem Oberschenkel, mit Hüfte und Gesäß gestoßen, und man war bestrebt, ihn durch einen Ring zu treiben. Ob die Männer der alt-amerikanischen Kultur körperliche Erftchtigungen suchten und sportlichen Ehrgeiz hatten? In erster Linie war ihr „Sport“ ein rituales Spiel. Man findet heute neben den Pyramiden mit Tempeln und Sternwarten und den Palästen der Priester, von denen in den letzten hundert Jahren etliche in Guatemala und auf der Halbinsel Yucatan freigelegt wurden, auch Ballspielplätze mit riesigen Rängen für die Zuschauer. Profis waren die Spieler damals sicherlich nicht. Aber die kultischen Regeln bestimmten, daß den Siegern die Kleider des Publikums gehörten. Nach dem Sieg stürzten sich also

die Spieler auf die – flüchtenden – Zuschauer, um ihnen die Kleider vom Leibe zu reißen.

Zwar hört man von Ausschreitungen, die sich hier und da beim Fußballspiel auch in unseren Tagen zutragen. Aber die Regel ist es heute nicht, und man kann zugeben, daß sich in dem anderthalb Jahrtausend seit dem Maya-Ballspiel auch im Sport doch manches geändert hat.

Bemerkenswert sind die Marksteine der Mayas für diese Spiele (Fotos 1 und 2). Sie waren rund oder rechteckig und mit Figuren und Schriftzeichen kunstvoll geschmückt. Auf einem Stein sieht man z.B. zwei prächtig gekleidete Spieler, den runden Ball dazu und darüber die Zeichen, die das betreffende Jahr (hier 795 nach Chr.) eindeutig bestimmen.

Und damit kommen wir zu einem anderen Merkmal der verschollenen Kultur: die Liebe zur Zahl, zur Zeitrechnung, zum Kalender, die intensive Beschäftigung mit den Gestirnen und den Gottheiten. „Jeder Tag“, so erfahren wir, „ist praktisch von zwei Gottheiten beein-

flußt, jeder Tagesname ist eine Kombination von Nummer und Name, und beide sind göttlich.“ Und immer wieder begegnen wir dem „Hobby“ der Mayas, ihre Bauten, Stelen, die im Freien aufgestellt waren, Keramiken und Wandgemälde mit Tages-, Monats- und Jahreszahlen zu beschriften.

Dadurch waren die Wissenschaftler imstande, die Funde meistens treffsicher zu datieren. Zwar besaßen die gebildeten Menschen auch eine Schrift – drei Bücher sind uns erhalten geblieben –, aber in der Entzifferung der Hieroglyphen, der sich auch zwei bundesdeutsche Universitäten widmen, bleibt noch manche Lücke offen, so daß die Vergangenheit der Mayas im dunkeln liegt. Das Rätsel dieses Volkes zu lösen, ist wohl auch darum so schwer, weil ihre hohe Kultur – die klassische Periode rechnet man etwa von 300–900 nach Chr. – bereits verschwunden war, als die spanischen Eroberer im 16. Jahrhundert in ihr Gebiet eindringen.

Jene letzte Station der Mayas, deren Nachkommen heute in mehreren Stämmen und Sprachgruppen in Guatemala und den angrenzenden Provinzen Mexiko, Honduras und bis El Salvador leben, sind die Städte im Norden der Halbinsel Yuca-

tan. Die Frage, warum die Mayas ihre Orte in der Ebene – wir nennen Piedras Negras, Tikal, Palenque, Copan – verlassen haben, gehört ebenfalls zum indianischen Rätsel. Waren Eroberungen feindlicher Völker der Grund? Denn so blutrünstig die Maya-Religion auch erscheint (um die Gunst der Götter zu erlangen, mußten Menschenopfer dargebracht werden; andererseits wurde der Selbstmord aus religiösen Erwägungen sogar begrüßt), so besaß dies Volk selbst wenig kriegerische Fähigkeiten und entwickelte keinen Ehrgeiz auf diesem Gebiet.

Einige Gelehrte mutmaßen, daß Klima-Veränderung oder Heuschreckenplagen für die Abwanderung nach dem Norden ausschlaggebend waren oder Erschöpfung des Bodens, der recht primitiv bearbeitet wurde, lebten die Indianer doch in der Steinzeit und kannten das Metall und damit hochentwickeltes Werkzeug und Gerät nicht. Möglich, daß ein Aufstand der Massen gegen die allbeherrschende Priesterkaste stattgefunden hat, nach dessen Verlauf die Wanderung erfolgte. Ohnehin waren die imponierenden Architekturen, die nicht nur durch ihre Größe, sondern auch wegen der verfeinerten Verzierungen (Reliefs, Wandbilder) das Interesse der Welt auf die Mayas gelenkt haben, lediglich Mittelpunkt des religiösen Lebens, um den sich die bescheidenen Hütten der Bevölkerung gruppierten. Diesem soziologischen Argument hält der Autor des Buches „Die frühen Kulturen der Welt“, Marcel Brion (bearbeitet und herausgegeben von Karl Gutbrod im Verlag DuMont Schauberg, Köln) entgegen: „Wahrscheinlich veranlaßten religiöse Vorstellungen auf Grund astronomischer Berechnungen die Menschen, ihr bisheriges Land aufzugeben...“

Mit diesen mannigfaltigen Problemen befaßt sich plötzlich das breite deutsche Publikum, das zu Tausenden täglich die Ausstellung im Wallraf-Richartz-Museum „Kunst der Maya“ besucht. Die vorzüglich aufgemachte Ausstellung, deren Hauptgewicht auf der klassischen Periode der Mayas liegt, wurde von Prof. Dr. Willy Frühlich, dem Direktor des Kölner Völkerkundemuseums Rautenstrauch-Joest, mit seinen Kollegen in Guatemala zusammengestellt und beherbergt neben Kartenmaterial und einzigartigen Fotos vom heutigen Leben und Treiben des guatemalteckischen Volkes und der dortigen Landschaft zentnerschwere Steinmale, die mit symbolischen Darstellungen dekoriert sind, Keramiken, wie Gebäudeverzierungen, Räuchergefäße, Idole, Masken, kostbarer Schmuck aus Halbedelsteinen, Werkzeug aus Stein, Gebrauchsgefäße u.a. Vieles war noch vor kurzem in der Erde und wurde von den Archäologen ausgegraben.

Es ist das erstmal, daß Schätze von so hohem Wert den Staat Guatemala verließen; die Regierung mußte eigens für diese Ausfuhr ein Gesetz erlassen. Die toten Objekte aus Guatemala, dazu aus einigen Museen und Privatsammlungen aus Deutschland, Finnland und den USA, befinden sich bis 25. September in Köln, und hier künden sie von der vergangenen hohen Kultur. Anlaß genug, daß der Sonderbotschafter der Republik Guatemala, der Oberbürgermeister der Stadt Köln und die Wissenschaftler von hüten und drüben in ihren Eröffnungsansprachen zur Maya-Ausstellung auf einen friedlichen Austausch der Völker hinwiesen.

Günther Ott

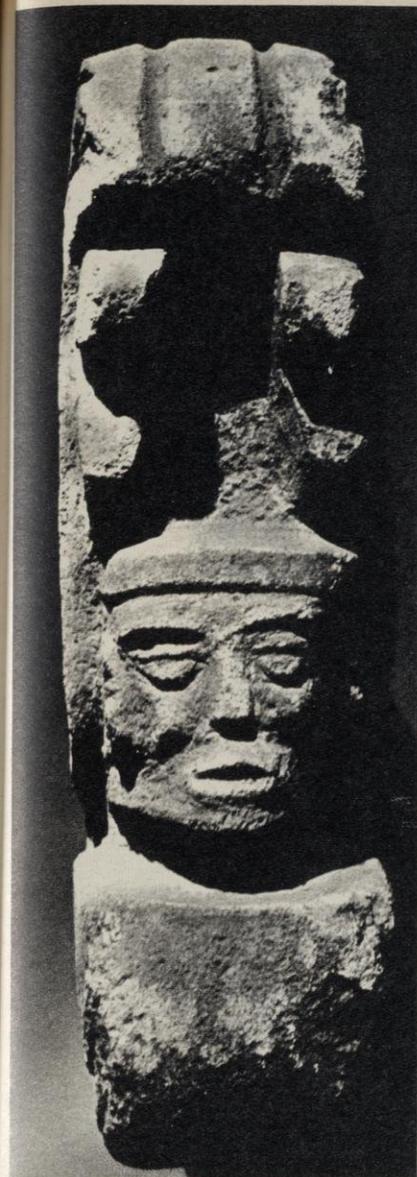
Markierstein von einem Ballspielplatz. Der 50 cm hohe Stein, aus dessen Schlangenmaul ein Menschenkopf herauschaut, war in die Wand eingelassen. Aus nachklassischer Zeit.



Zwei frühklassische Kopfgefäße aus Ton



Kopf mit Schulterpartie einer Figur. Höhe 19,5 cm. Olmekisch, 800 bis 400 v. Chr.



Steinfigur aus dem Museum für Völkerkunde in Berlin.



Sitzende nackte Figur aus Ton, Reste von Bemalung. Olmekisch, 1000 bis 600 v. Chr. Museum in Helsinki.





Foto: Clique/Bauer

Guck mal!

Guck mal!

Ja, so sagen die Eltern zu ihren Kindern
Wenn sie mich sehen
Statt traurig zu sein
Weil sie sich an „Guck mal“ gewöhnt haben
Sagen sie immer: „Guck mal“.

Guck mal!

Ja, so sagen die Liebespaare
Wenn sie mich im Park sehen
Statt zu weinen zu Hause
Weil sie ihre Freizeit nicht nutzen
Sagen sie immer: „Guck mal“.

Guck mal!

Ja, nur Menschen meiner Rasse
hören jeden Tag tausendmal: „Guck mal“
„Guck mal!“ im Bus
„Guck mal!“ auf der Straße
Immer also heißt es: „Guck mal“.

Guck mal!

Ja, es wäre doch sehr schön
Wenn ich nicht mehr „Guck mal“ hörte
Denn „Guck mal“ ärgert mich
Warum nur hören Menschen meiner Farbe
Alle Minuten: „Guck mal“.

Guck mal!

Ja, ich weiß nicht, wer „Guck mal“ ist
Ich hasse jeden
Der „Guck mal“ sagt!

George Kofi Sekyi (Ghana)

Dien Bien Phu 1954

Den eingeschlossenen Eindringlingen,
unter ihnen meine Landsleute,
sagte der Präsident
der Vereinigten Staaten
– damals ein Mann namens Eisenhower –
„der Sieg gehöre am Ende
immer den sittlichen Werten“.

Teilnehmend spüre ich
jener Weisheit nach.

Horst R. Heß

Ohrring

Wenn Sem in der Zeitung liest
daß eine Atombombe
weggekommen ist
daß sie rumlaufen und suchen
in Spanien
so wie eine Frau am Strand
wie oft habe ich ihr gesagt
laß doch die Ohrringe zu Hause
aber sie tut es nicht
einer fällt
und die Dinger sind teuer
dann ist es wieder soweit
einen Tag lang suchen
und wenn man dann liest
daß die gerade so dumm sind
eine Frau ist nicht anders
doch mit einer Atombombe
könnten sie doch besser aufpassen
jetzt kommt so ein Ding weg
und dann liest man noch
sie fliegen damit
und daß ein Flugzeug abstürzt
kann dem Besten passieren
wenn Sem das liest
dann denkt er
wie kann man
das
Kindern erklären

Aus: Die merkwürdigen Dokumente
von Sem van Rang von
Richter Roegholt

Neue Bücher

Die erzählerischen Stenogramme der Maria Frisé sind bemerkenswert, sie stehen turmhoch über den Bemühungen weit bekannterer Schriftsteller: Ihr geht es nicht um schöne Fabeln, gefällige Pointen, sie ist von absichtloser Raffinesse, arbeitet mit flüchtigen Andeutungen und seziert so den Wohlstandsalltag, ohne sich dabei als moralische Anstandsdame aufzuführen.

„Hühnertag“, die Titelerzählung, ist eine leicht ironische Beobachtung einer Hausfrau, gefangen in ihren vier Wänden, deren Tagtraum endet, als ihr Mann zum Essen erscheint. Kopflos in ihrem Tun träumt sie von einem Alltag ohne ihren Mann. Dann die Heimkehr in den Schoß der Familie, muffig, kleinbürgerlich. Ein junger Mensch kommt zurück, schlecht gekleidet, um zu demonstrieren, daß ihn jene Karriere völlig gleichgültig ist, von der die Eltern geträumt haben. Als er ins Wohnzimmer kommt, ist der Stuhl des Heimgekehrten beiseite geschoben. Er stört beim Fernsehen. „Nur eine Maus“ bringt die Wohnkultur eines Schlafzimmers mit Rosé, Silberbirke und Perlweiß durcheinander. Der Ehemann geht gehorsam auf die Mausejagd, Kammerjäger der Gnädigen Frau. Oder: „Feierabend heute“, Büroschluß für einen An-

gestellten, der „in zwanzig Berufsjahren nicht gelernt hatte zu widersprechen und seine Ellbogen zu gebrauchen“, und über den nun eine ehrgeizige Freundin verfügt. Das trübselige Geflatter von Vögeln in den Käfigen einer zoologischen Handlung, zeigt dem Leser die Parallele.

Eine der erzählerischen Impromptus gilt einem Außenseiter unter Handwerkern, einem, der stets allein vor sich hinbosselt, kaum redet, Überstunden macht. Dieser abseits stehende „Motte“ ist Besitzer eines eleganten Wagens, Ausgleich für die Misere? Kaum haben seine Kumpels den Wagen zum erstenmal gesehen, erfahren sie von Mottes Todesfahrt. In „Spinnen“ unterhalten sich zwei Frauen, von denen die ältere der jüngeren Erlebnisse mit deren Mann mitteilen möchte, vergiftete Pfeile. So schiebt Maria Frisé auf knappem Raum Fassaden beiseite, hinter denen sichtbar wird, wie Leere und Banalität den Menschen niederdrücken. Sie zeigt das ungeschminkte Gesicht unserer Gesellschaft, die Falten unter dem Putz. In Maria Frisés vergoldetem Käfig verwandelt sich Liebe in Berechnung und Wohlstand in Selbstaufgabe. Eine pessimistische Botschaft? Nein, eine unbestechliche Beobachtung!

Stephan Hermlin zählt zu den bedeutenden Lyrikern der Gegenwart, und doch erscheint eine bescheidene Auswahl seiner politischen Lyrik in der Bundesrepublik mit jahrzehntelanger Versäumnis!

Hermlins Botschaft von der Einsamkeit des Menschen in den großen Städten ist gewiß kein Programmpunkt der SED, sie zeichnet sich in den „Zwölf Balladen von den großen Städten“ durch eine expressiv anmutende Metaphernsprache aus, durch eine weitausholende elegische Bewegung. Die innere Spannweite dieser Beschwörungen geht zurück in die heil überlieferte Welt von Hellas und endet im düsteren Chaos der 1944 zerstörten polnischen Hauptstadt. Wenn Hermlin seine Metaphern bedenklich strapaziert, etwa dann, wenn er von „Achsen der Schlachtmaschine“ spricht, die mit „Knochenmark gefettet“ sind, so folgt er doch mit Kompositionsschemen Paul Eluard's, des bedeutendsten Surrealisten, dem gleichen Hang zur Grübelelei, bei strengen, spröden Rhythmen. Das Grauen des letzten Krieges verfolgt uns in fast allen Gedichten im Rückblick oder im moralischen Anruf, als Mahnung an die Gegenwart, eine Haltung, die im „Manifest an die Bestürmer von Stalingrad“ deutlich wird. In der

„Ballade von den alten und neuen Worten“ ruft Hermlin zur Umkehr auf, und Worte wie Maidanek und Oradour erscheinen als Beschwörungsformeln:

**Wie ein Land ohne Kathedralen,
Karavelle, da die Tore vom Heck
Uns winken. Verborgene Qualen.
Wer nimmt von mir Maidanek . . .
Wie ein Land ohne Kathedralen.**

Die von der surrealistischen Technik genährte Vorstellungswelt, in der die reale Wirklichkeit sich mit der des Traumes zu einer höheren Wirklichkeit vereinen soll, findet in seltsam verschlossenen Chiffren ihren Ausdruck.

Maria Frisé „Hühnertag und andere Geschichten“, Rowohlt-Verlag

Stephan Hermlin „Gedichte“, Bechtle-Verlag

...alle Scheiben im Schrank?

Niemand kauft Platten, weil er Geld sparen will. Aber wer gute Musik wünscht und nicht gerade den neuesten Tagesschlagler, der kann gelegentlich günstiger kaufen als zu den Standardpreisen der meisten Firmen.

Immerhin haben auch die großen Schallplattenkonzerne inzwischen preisgünstigere Serien herausgebracht, so z. B. schon seit einigen Jahren Philips die 25-cm-LP-Reihe „Musik für Sie“. Diese Reihe bietet vorwiegend beliebte Werke aus klassischer und romantischer Zeit, aber auch Bekanntes und weniger Bekanntes aus dem Barock.

Bach niederländisch . . .

So hört man auf der Philips-Platte G 05322 R die berühmte D-Dur-Suite von Johann Sebastian Bach, gespielt vom Concertgebouw-Orchester unter Eduard van Beinum, einem der führenden europäischen Orchester also. Präzision, Sauberkeit und Fülle des Klangs zeichnen denn auch diese Aufnahme aus.

Allerdings: das nüchterne, durchsichtige Spiel der Stimmen, wie wir es von den Interpretationen Schecks kennen, die Frische der Münchingerschen Bach-Darbietungen vermißt man. Van Beinum versucht einen Mittelweg zu gehen zwischen alter und neuer Auffassung. Das ist am deutlichsten an dem „Air“ zu erkennen, der einst durch Furtwänglers melodielose Interpretation zu einem Paradestück für Wunschkonzerte wurde. Auch van Beinum läßt die Melodie über die komplizierte Stimmstruktur dominieren, aber es kommt ihm mehr auf den Klang als auf die Melodie und die Struktur an – und das im ganzen Werk.

... und russisch

In der von Eurodisc herausgebrachten Serie mit Originalaufnahmen aus der Sowjetunion ist neuerdings (zu üblichem Preis) ebenfalls Bach vertreten: sein Tripelkonzert für Flöte, Violine, Cembalo und Orchester in a-Moll, dargeboten vom Moskauer Kammerorchester unter Rudolf Barshai (74077 KK). Das Spiel des russischen Ensembles ist noch präziser als das des Concertgebouw-Orchesters und von einem erfrischenden rhythmischen Schwung, selbst im langsamen Satz. Jede Stimme wird – zum Teil auch durch die gute Aufnahmetechnik – klar herausgehoben. Eine durchaus moderne Konzeption beherrscht diese Wiedergabe. So überraschtes auch nicht, daß auf der Rückseite der LP zwei Moderne zu Gehör kommen. Der eine ist Paul Hindemith mit seiner Spielmusik „Ein Jäger aus Kurpfalz“ für Blasinstrumente und Streicher, das formal sich an Bachs Choralvorspiele anlehnt, aber eben keinen Choral, sondern – wie beim früheren Hindemith so oft – das im Titel genannte Volkslied zum Kern hat. Ein polyphones Geflecht aus deutlich profiliertem melodischen Material umspielt diesen Kern und gibt ihm eigentlich erst Bedeutung. Barshai zeigt, welche Durchsichtigkeit ein erstklassiges Ensemble diesem für Laienorchester geschriebenen, heiteren Werk zu geben vermag. –

Weniger beeindruckend ist das jüngste Werk auf dieser Platte, das „Konzert für Kammerorchester“ des estnischen Komponisten Jaan Rääts aus dem Jahre 1961.

Das liegt aber nicht am Orchester, sondern am Werk. Der heute 34jährige Rääts schreibt zwar eine sehr motorische

Musik, die in der Melodie- und Harmoniebildung deutlich Hindemiths Einflüsse erkennen läßt, aber es fehlt ihm Hindemiths Gabe, Melodien ein Profil zu geben, und er meidet des deutschen Meisters kunstvolle vielstimmige Struktur, was seine Musik ein wenig ermüdend macht – trotz der erfrischenden Rhythmik. Immerhin ist es interessant, auch einmal etwas von der jungen Komponistengarde der Sowjetunion zu hören und es zu vergleichen mit jungen Westeuropäern: mit Henze, Boulez oder Nono. Daß die jungen sowjetischen Komponisten von der europäischen Entwicklung weitgehend ferngehalten werden, scheint ihre eigene Entwicklung zu hemmen – so muß man wenigstens aus dem Beispiel Rääts' folgern.

Klavierjazz von heute . . .

Auch im Bereich des Jazz hat Philips eine preisgünstige LP-Reihe aufgelegt: die „Jazz Club Series“. Volume 4 dieser Reihe ist „dig it!“ mit Trioaufnahmen des Pianisten Bill Evans. Evans gehört zur Spitzenklasse der Bobpianisten. Aber der Hardbop, den er spielt, bleibt stets melodisch. Er nutzt seine blendende technische Beherrschung des Instruments, um der Melodie immer neue Reize abzugewinnen, gelegentlich sogar leicht romantische. Leider sind seine guten Begleiter meist in eine bloß dienende Rolle gedrängt, aber Evans' Spiel ist tatsächlich interessant genug – auch über die Dauer einer Langspielplatte hinaus.

Dennoch ist die beste Nummer der LP das Stück „Autumn leaves“, in dem Bassist Sam Jonas und Drummer Philly Joe Jones Gelegenheit erhalten, den Meister solistisch zu ergänzen.

... und von morgen

Der Pianist Charles Bell mit seinem Contemporary Jazz Quartet legt weit mehr Wert auf gemeinsames Spiel. Auf der Atlantic-LP „Another Dimension“ (1400) entwickelt er tatsächlich, wie es der Titel verspricht, für die Jazzmusik einen neuen Bereich. Begabt mit jener Fähigkeit, die meist nur Konzertpianisten haben, die linke Hand technisch genauso selbständig nutzen zu können wie die rechte, entfaltet Bell nicht nur Melodien, sondern polyphone Stimmgeflechte, an denen auch Gitarrist Bill Smith und Bassist Ron Carter beteiligt werden – kein Wunder bei einem Mann, der in „klassischer“ Komposition zum Bakka-laureus promoviert und als Musiklehrer tätig ist. Aber anders als die Konzertpianisten Peiffer und Gulda schafft er keine rhythmisierte „klassische“ Musik mit Jazzeinflüssen, er entwickelt auch nicht wie das Modern Jazz Quartet einen „Third Stream“, der den Jazz auf eine höhere, „klassische“ Ebene heben soll, sondern er schmilzt sein hohes kompositorisches und pianistische Können und die Einflüsse aus dem klassischen Bereich ein in reinen Jazz, nur daß er diesen eben um einen neuen Bereich erweitert, um eine „andere Dimension“. Wer am modernen Jazz Freude hat, sollte diese LP kaufen, wer dessen Entwicklung in Marksteinen auf Platten sammelt, muß sie erstehen. Sie ist auch zum normalen Preise noch preisgünstig, meint

Euer Meggs

Kleine Geschichten vom großen Sport

Von Willy B. Wange

Am 13. Februar 1948 schlossen sich – mitten in der Fußballsaison – der Kölner Ballspiel-Club und Sülz 07 zum 1. FC Köln zusammen. Damals riefen einige Vereine zum Boykott gegen diesen neuen Großverein auf. Dennoch trat 2 Tage später die Mannschaft von Nippes 12 zum fälligen Punktspiel gegen diese neue Mannschaft an. Nippes verlor 2 : 8. Der 1. FC Köln hat dem Verein aber nicht vergessen, daß er 1948 dem Ruf zum Boykott nicht nachkam. Er stiftete dem Verein Bälle und unterstützte ihn, wo er konnte. Als er jetzt sein 1000. Spiel als 1. FC Köln austrug, hieß der Gegner – Nippes 12. Die Nippeser spielen inzwischen 5 Klassen tiefer als der 1. FC. Sie verloren diesmal 1 : 18. Da sie aber die gesamten Einnahmen des Spiels gegen den zweifachen Deutschen Meister erhielten, machte sich die sportliche Fairneß auch nach 18 Jahren noch bezahlt.

Eine etwas seltsame Rechnung hat der Vorsitzende des Württembergischen Schwimmverbandes, Erich Zettler, aufgemacht. Er wandte sich – mit Recht! – gegen die hohen Mieten, die unsere Schwimmvereine in den Hallenbädern für ihre Trainingsabende zu zahlen haben, Beispielsweise kostet in Göppingen die Schwimmhalle pro Trainingsstunde 55,— DM. Bei vier Trainingsstunden pro Woche sind das monatlich 880,— DM. Bis dahin ist Herr Zettlers Rechnung in Ordnung. Wenn er aber weiter argumentiert, damit sei Schwimmen teurer als Golfspiel, weil der Monatsbeitrag im feudalen Golfclub Baden-Baden „nur“ 200,— DM käme, dann kann man das nicht einmal als „Milchmädchenrechnung“ bezeichnen, ohne sämtliche Milchmädchen zu beleidigen. Denn für die etwa 50 Schwimmer, die ein Schwimmverein in seinen Übungsstunden hat, käme das Golfspiel in Baden-Baden auf 10000,— D-Märker. Baden-Baden ist also doch teurer als Baden.

Erfreulich gemäßigt war der Jubel über das großartige Abschneiden der deutschen Fußballer in England. Es scheint, als hätten sich die deutschen Sportler seit 1954 an den Erfolg gewöhnt. Das konnte man von den französischen Skiläufern nicht sagen. Als sie in den chilenischen Anden sechs Weltmeistertitel im Alpinen Skisport errangen, da drehten die Skiasse Frankreichs durch. Sie randalierten tages- und nächtelang in Portillo und veranstalteten zum Abschluß eine Tortenschlacht. Als man in der Hotelhalle eine Riesentorte an die Teil-



Ihr Schatten turnt mit – Fotostudie von der deutschen Meisterin Gudula Huth am Schwebebalken.

nehmer verteilte, bewarfen sich die französischen Teilnehmer mit der Sahnetorte. Man glaubte sich in einen der frühesten Charly-Chaplin-Filme versetzt. Als Arturo von Schröders, ein Mitglied des chilenischen Organisations-Komitees, Frieden in der Sahneschlacht stiften wollte, bekam er, getreu des Drehbuchs einer Filmklamotte, den Tortenboden auf den Kopf. Allerdings war der für Filmspäße nicht geeignet. Er war aus massivem Holz. Der chilenische Friedensstifter mußte ins Krankenhaus.

Wolfgang Reinhardt, Silbermedaillengewinner im Stabhochsprung der Olympischen Spiele von Tokio, war bei

den Deutschen Leichtathletikmeisterschaften in Hannover nicht am Start. Sein Verein, Bayer Leverkusen, hatte ihn wegen mehrfacher Verstöße gegen die ungeschriebenen Sportgesetze ausgeschlossen. Dennoch erschien der Name Reinhardt in der Siegerliste des Stabhochsprungs von Hannover. Mit 4,70 m „vertrat“ Hartmut Reinhardt seinen großen Bruder Wolfgang hervorragend. Sein Trainer Jörg Bernlöhr, der auch Wolfgang seinerzeit zur Weltklasse führte, hofft, daß Hartmut schon bald genauso große Sprünge macht wie Wolfgang. Darüber hinaus hofft er aber, daß Hartmut dennoch mit beiden Beinen auf der Erde bleibt.

Europameister Karl Mildberger wird bevor seinem Kampf gegen Cassius Clay („Ich bin der Größte“) gut daran tun, sich in einem großen Frankfurter Hotel zu erkundigen, für wann der Weltmeister das Gala-Dinner bestellt hat. Daraus kann er genau ersehen, wann Clay mit ihm Schluß zu machen gedenkt. In London hatte er bei seinem Kampf gegen Brian London das große Essen für 23 Uhr fest bestellt, obwohl sein Kampf erst 22.10 Uhr begann. „Ich mußte Schluß mit dem armen Burschen machen“, meinte Clay hinterher. „Schließlich konnte ich meine Gäste nicht auf das Essen warten lassen.“

Foto: Schirner